

Leseprobe

Drei von Jonathan Ross

Erklärung

Ich weiß, es ist immer schwer, Dinge anzunehmen, gerade wenn sie schrecklich und abstoßend auf uns wirken, anstatt die Augen davor zu verschließen.

Gerade deshalb habe ich mich diesem, meiner Ansicht nach immer noch nicht genügend beachteten Thema gewidmet. Gleichzeitig aber auch versucht, die Handlungsstränge nicht allzu grausam darzustellen, sondern im Geist wirken zu lassen. Ich weiß auch, dass ich mich mit diesem Buch noch mehr der Kritik aussetzen werde, als bei meinem Erstlingswerk *Mea Culpa*, doch dies ist mir ehrlich gesagt einerlei. Und wenn mir jemand keinen Glauben schenken sollte, so möge er sich folgende Internetseite gut durchlesen und hoffentlich zu der Überzeugung gelangen, dass es wesentlich mehr Aufklärung in den Medien bedarf, als mein kurzer, bescheidener Abriss.

Jonathan Ross

Die beiden Hände

Es sagte einmal die kleine Hand zur großen:

»du, große Hand, ich brauche dich,

weil ich bei dir geborgen bin.

Ich spüre deine Hand, wenn ich wach werde und du bei mir bist,

wenn ich Hunger habe und du mich fütterst,

wenn du mir hilfst, etwas zu greifen und aufzubauen,

wenn ich mit dir meine ersten Schritte versuche,

wenn ich zu dir kommen kann, weil ich Angst habe.

Ich bitte dich:

bleibe in meiner Nähe und halte mich.«

Prolog

Der kleine Geländewagen ruckte, wühlte sich fest und blieb in einer Mischung aus Sand, Meerwasser und Algen stecken. Leise vor sich hin fluchend stieg Johann Capell aus dem Auto. Nach einem Blick auf beide Hinterräder begriff er sofort, dass es völlig aussichtslos war, sich ohne fremde Hilfe von hier weg zu bewegen. Also musste er wohl oder übel den Rest der Strecke zu Fuß gehen, wollte er hier nicht am Strand übernachten. Er schlug den Kragen seines gefütterten Parkas hoch und knallte die Wagentür mit voller Wucht ins Schloss.

Dann blickte er zum Meer hinaus, wo mehrere Möwen sich um einen Fischkadaver stritten, der auf einer kleinen Sandbank angetrieben worden war.

Wie ein Keil lag die See zwischen beiden Ländern. Eigentlich ein faszinierender Anblick. Doch jetzt Ende Oktober, wo sich die Herbststürme oft tagelang austobten und die feuchte Kälte bis unter die Haut drang, zogen es selbst die Eingeborenen vor, in ihren Häusern zu bleiben.

Capell wandte sich ab und marschierte mit eingezogenem Kopf und anliegenden Armen, so dass seine kleinwüchsige Gestalt merkwürdig aufgeblasen wirkte, die sandige Böschung hinauf in Richtung Landstraße. Leichter Nieselregen hatte eingesetzt, und von der dänischen Seite der Förde trieb feiner weißer Nebel auf den deutschen Strandabschnitt zu.

Das hat mir gerade noch gefehlt, dachte er.

Um sich von seiner üblen Laune und dem schlechten Wetter abzulenken, kontrollierte er in Gedanken seinen restlichen Tagesablauf.

Als erstes würde er sich einen Tee aufgießen. Wie immer um diese Uhrzeit. Doch ein Blick auf seine Armbanduhr machte die Hoffnung zunichte, pünktlich zu Hause anzukommen.

Es war nicht so, dass jemand auf ihn wartete oder er noch irgendwo einer Verabredung hinterher hinkte. Nein. Capell verlangte geradezu nach Regeln. Grundsätze, die er selbst aufgestellt und nach denen er sein bisheriges Leben ausgerichtet hatte. Und dazu zählte nun mal auch ein geregelter Tagesablauf.

Noch zwanzig Minuten, dann war es halb fünf. Im Geist sah er sich mit einer heißen Kanne feinstem Darjeeling vor dem Kamin sitzen, die Füße in, bis zu den Knöcheln reichenden, wollenen Pantoffeln. Capell liebte das Karomuster seiner Hausschuhe, genauso sehr wie die unzähligen kleinen Dreiecke und Quadrate, die er auf seine Schreibtischunterlage gekritzelt hatte. Klare Linien und strikte Formen gaben ihm Sicherheit, grenzten ihn ab. Und Capell legte Wert auf diese persönliche Abgrenzung.

Erst recht nach seiner Pensionierung als Fregattenkapitän der Marine. Sollte die Welt um ihn herum doch in ihrem Morast aus Dummheit, Chaos und dem unterschwelligem Drang nach Unterwerfung versumpfen. Was ging es ihn an? Er hatte das Gefüge für den Rest seines Lebens gefunden. Zugegeben, etwas inhuman, aber dafür klar strukturiert.

Ebenso liebte er die flachen, kleinen, vom Salzwasser geschliffenen Kiesel, die hier in Unmassen am Strand herum lagen und derentwegen er hier war. Und Bernstein natürlich.

Auch wenn letzterer immer seltener wurde, Capell kannte immer noch ein paar einsame Stellen, wo er ab und zu fündig wurde.

Auch heute steckten in seiner Manteltasche zwei daumennagelgroße hellbraune Steine. Unvollendete, ausdruckslose Strukturen, die darauf warteten, nach seinem Willen gebrochen und schließlich neu geformt zu werden. Noch heute Abend würde er sie in seiner Werkstatt im Keller schleifen. Am liebsten fertigte er Würfel, die er dann in eine gläserne Vitrine in seinem Schlafzimmer stellte.

Nach einem weiteren Blick auf die Zeiger seiner Uhr wurde ihm klar, dass er seinen vorgegebenen Zeitplan nicht würde einhalten können. Capell merkte, wie diese Tatsache an ihm zehrte, und beschleunigte abermals seine Schritte. Längst hatte er den Strand verlassen und lief stattdessen auf der Landstraße, als er hinter sich ein Geräusch wahrnahm.

Er wandte den Kopf nach hinten und gestattete sich die vage Andeutung eines Lächelns. Vielleicht war dies ja die Möglichkeit, seinen Tagesplan einhalten zu können, und einem jähen Impuls folgend, streckte er den Daumen in die Höhe.

Als der dunkelblaue Mercedes Sekunden später neben ihm stoppte, zuckte er erschrocken zusammen.

Hatte er sich zu weit vorgewagt? Es war ihm mehr als unangenehm, die Hilfe anderer in Anspruch nehmen. Jedenfalls, wenn es sich vermeiden ließ. Hilfe bedeutete Konversation und diese wiederum war unweigerlich mit menschlicher Nähe verbunden. Capell hasste Nähe, doch das ließ sich jetzt leider nicht mehr vermeiden. Außerdem war sein Leben seit mehreren Wochen nicht mehr das Gleiche. Er war nicht mehr Jäger, sondern Gejagter. Auch wenn ihm dies im Augenblick noch nicht sonderlich viel Angst einflößte, ließ es ihn zumindest vorsichtig werden.

In diesem Moment wurde die Seitentür aufgestoßen. Capell beugte seinen Oberkörper in das Wageninnere. Angenehme Wärme schlug ihm entgegen. Er strich sich über sein spärliches weißes Haar und beschloss, die Peinlichkeit der Situation zu ignorieren.

»Entschuldigen Sie bitte«, begann er, »aber mein Auto ist am Strand liegen geblieben und leider habe ich auch mein Handy nicht dabei. Könnten Sie mich wohl bis nach Drei mitnehmen?« Dass er gar kein Mobiltelefon besaß, verschwieg er.

Statt einer Antwort nickte der Fahrer lediglich und deutete ihm an einzusteigen. Hastig wischte Capell über seine sandigen Schuhe und setzte sich. Sofort gab der Unbekannte hinter dem Steuer Gas.

»Wissen Sie«, versuchte Capell, gänzlich gegen seine Gewohnheit, ein Gespräch in Gang zu bringen, »normalerweise ist es nicht meine Art, Autos auf der Straße anzuhalten, aber wie gesagt bin ich in einer Art Notsituation, die es mir leider nicht erlaubt anders zu handeln.«

Er warf einen Seitenblick auf den Fahrer des Wagens. Ihm fiel auf, dass der Mann neben ihm noch kein einziges Wort gesprochen hatte.

Dann eben nicht, dachte er. Ist mir auch lieber so. Keine Konversation ist besser als dieses ewige Geschwätz. Also schwieg er.

Der Fremde griff neben ihm in seine Jackentasche und fischte eine Zigarette heraus. Capell bemerkte, dass der Mann Handschuhe trug.

»Würde es Ihnen etwas ausmachen, nicht zu rauchen?« fragte er in seinem typischen

Befehlston. Doch der Mann neben ihm schien ihn entweder nicht zu verstehen oder ignorierte seine Bitte schlichtweg. Genüsslich zündete er sich eine filterlose Zigarette an und blies den Rauch dabei in Capells Richtung.

»Entschuldigen Sie bitte, aber wäre es vielleicht möglich...« Capell hatte sich erneut dem Fremden zugewandt und brach seinen Satz unvermittelt ab.

Stattdessen begannen seine Gehirnwindungen zu rotieren und setzten einen Abruf sämtlicher zwischenmenschlicher Erinnerungen der letzten Jahre in Gang. Irgendwie hatte er das Gefühl, dieses kantige Gesicht mit der außergewöhnlich breiten Nase und dem hervorstehenden Kinn schon einmal gesehen zu haben.

»Ist es nicht.«

»Was meinen Sie?« Capell blickte den Mann stirnrunzelnd von der Seite an.

Diese Stimme, überlegte er, wo habe ich diese Stimme schon einmal gehört?

»Rauchen. Es beruhigt die Seele und tötet die Angst.« Der Mann sprach leise, mit einem Timbre, das Capell unruhig werden ließ.

In diesem Moment tauchte vor ihnen das gelbe Ortsschild aus dem dichter gewordenen Nebel auf. Der Fremde setzte den Blinker und bremste leicht ab.

Capell rutschte auf seinem Sitz hin und her. Woher, zur Hölle, kannte der Fremde diesen Satz. Es waren seine Worte, mit denen er damals versucht hatte, als er selbst noch Raucher war, seine eigenen Nerven, zu beruhigen.

Er beugte den Kopf ein Stück nach vorn, um das Profil seines Fahrers besser studieren zu können.

Die Wimpern des Mannes zuckten, während er gleichzeitig mit seinen oberen Schneidezähnen seine Unterlippe bearbeitete. Das Ganze hatte etwas perfides, fast Angst einflößendes.

Dieses Gesicht, dachte er, woher kenne ich es?

»Ich bin Ihnen sehr dankbar, dass Sie mich mitgenommen haben«, äußerte Capell immer noch äußerlich gelassen, »aber wenn Sie jetzt bitte anhalten würden?« Im selben Augenblick schoss ihm ein Gedanke durch den Kopf.

Woher kannte der Mann eigentlich seine Adresse? Einigermaßen beunruhigt drehte er den Kopf und blickte in das Gesicht des Mannes.

»Nein.« Die Stimme des Fremden klang erschreckend monoton und stand im krassen Widerspruch zu seinem Minenspiel.

»Bitte?«

Statt einer Antwort bog der Unbekannte erneut ab und steuerte direkt auf Capells Haus zu, das einsam etwa einen Kilometer hinter dem Ort auf einer kleinen Anhöhe lag.

»Woher kennen Sie meine Adresse?« Capell spürte, wie ihm Angst den Rücken hinaufkroch. Und er ahnte, dass der Fremde nicht zufällig die Straße entlang gefahren war. Und dass er noch etwas anderes mit ihm vorhaben könnte, als ihn nur zu seinem Haus zu bringen. Worum es sich dabei handelte, daran wagte er gar nicht zu denken.

Er war kein Schwächling, aber mit vierundsechzig Jahren auch nicht mehr der Jüngste. Außerdem behinderte ihn schon seit Jahren ein steifer Arm.

Krampfhaft suchend blickte er aus dem Fenster, um sich an einer günstigen Stelle aus dem Wagen zu werfen. Doch es war aussichtslos. Der Fremde fuhr einfach zu schnell.

In diesem Augenblick stoppte der Wagen so abrupt, dass Capell sich festhalten musste,

um nicht nach vorn geschleudert zu werden. In einer Mischung aus Furcht und Wut wandte er den Kopf.

»Was in Herrgottsnamen ...« Capell brach unvermittelt ab und erstarrte.
Der Mann neben ihm hielt etwas in der Hand. Dabei lächelte er.
Zu spät erkannte Capell, dass es sich um einen Totschläger handelte.

Vorsichtig öffnete er die Augen. Es war dunkel um ihn. Schwach nahm er den Geruch von frischem Harz und Terpentin wahr und wusste, trotz der Dunkelheit um ihn herum, sofort wo er sich befand. Dies hier war die Werkstatt seines Kellers. Capell stellte überrascht fest, dass er, bis auf sein Oberhemd nackt, auf einem Stuhl saß. Vorsichtig versuchte er sich zu bewegen, merkte aber sofort, dass seine gesamten Gliedmaßen untrennbar mit der Armlehne beziehungsweise den Beinen des Stuhls durch Klebeband verschnürt waren.

Doch da war noch etwas. Unterhalb seines Rückens fühlte er einen schier unerträglich stechenden Schmerz, der tief in seine Gedärme drang und jede Bewegung zur absoluten Tortur werden ließ. Capell stöhnte gequält auf.

Draußen tobte der Sturm. Capell konnte trotz der dicken Außenwände hören, wie der Wind um das Haus fegte und lose Blätter aufwirbelte.

Wie lange saß er schon hier? Aufgrund seiner Bewusstlosigkeit schien jedes Zeitgefühl abhanden gekommen zu sein. Wo war sein Peiniger? Und was wollte er von ihm? Capell dachte fieberhaft nach, soweit der schier unerträgliche Schmerz ihm das erlaubte. Dass der Fremde kein einfacher Einbrecher war, der jetzt über ihm in aller Ruhe sein Haus ausräumte, sah er als gegeben an. Dafür war es zu ruhig über ihm. Es musste etwas anderes sein. Etwas, das direkt mit seiner Person in Beziehung stand. Oder mit seiner Vergangenheit.

Und Capell besaß eine bemerkenswerte Vergangenheit.

Und er wusste, dass er den Fremden schon einmal gesehen, und irgendwann eine, wie auch immer geartete, Verbindung zwischen ihnen bestanden hatte. Waren die Kinder der Dunkelheit zu ihm zurückgekehrt um sich zu rächen?

Konzentriere dich, dachte er, wo ist dieser Mann schon einmal in deinem Leben aufgetaucht. Doch die Angst, die einst andere gegenüber seiner Person empfunden hatten, hielt ihn jetzt fest umklammert und erstickte jeden klaren Gedanken im Keim. Capell rann der Schweiß in Bächen. Und da war noch etwas anderes. Er spürte verkrustetes Blut auf der Stirn und seiner linken Gesichtshälfte. Langsam neigte er den Kopf zur Seite und versuchte, das Gesicht an seiner Schulter abzuwischen. Im selben Augenblick nahm er ein Geräusch wahr. Sofort fuhr Capells Kopf wieder nach oben.

Intensiv lauschte er in die Dunkelheit. Da war es wieder. Es schien, als riebe jemand ganz in seiner unmittelbaren Nähe leise seine Handflächen aneinander. Und abermals roch es nach Zigarettenrauch.

Erneut brach ihm der Angstschweiß aus. Er wusste jetzt, wo sich der Fremde befand. Capell begann am ganzen Körper unkontrolliert zu zittern, als ein weiteres Geräusch an seine Ohren drang.

Seine Nackenhaare begannen sich aufzurichten, denn er wusste, was in diesen letzten Sekunden seines Lebens mit ihm geschehen würde.

Plötzlich wurde sein Kopf an den Haaren brutal nach hinten gerissen.

»Beruhigt die Seele, tötet die Angst...«Die Stimme, dicht an seinem Ohr, war nur noch nur ein Flüstern.

Die Vergangenheit hatte ihn eingeholt. Und dann, als sich der dünne Draht um seine Kehle legte, schrie Capell so laut er konnte.

*...Er zieht durch die Nacht, er läuft ohne Ziel,
nur weg, weiter weg treibt es ihn,
wo sie auf ihn warten.
Er sagt auch, hier sind die Tage so schwer,
ich gehe wie blind...*

Teil 1

1.

Engelhardt

Der Geruch von Whisky und Kerzenrauch durchzog den rustikal eingerichteten Raum und verbreitete eine behagliche Atmosphäre. Obwohl es bereits auf Mitternacht zuing, war der Pub immer noch zu ungefähr zwei Dritteln mit Menschen gefüllt, die sich von ihrem Arbeitstag entspannten oder sich hier mit ihren Bekannten trafen.

Im Hinterraum waren Billardtische aufgestellt und auf einer kleinen Bühne in der Ecke trug ein mehr oder weniger gelangweilter Barde, eine der unzähligen Versionen von *Dirty Old Town* vor.

Sean O'Neill, langjähriger Besitzer des Pubs, war gerade dabei, ein frisches Glas unter den Zapfhahn zu stellen, als ihn einer der Stammgäste über die Theke hinweg am Ärmel berührte.

»Was ist denn mit dem da los?« fragte er und wies dabei auf einen Mann, am Ende des Tresens, dessen Kopf, eingebettet in zwei kräftige Arme, auf der schweren Holzplatte ruhte.

O'Neill blickte über den Zapfhahn hinweg und winkte genervt ab. »Was soll schon sein. Besoffen ist er, so wie jeden Abend.« Er lachte kurz. »Hey Ben! Bist du eingeschlafen oder grübelst du wieder einmal über den Sinn des Lebens?«

Die meisten der anderen Gäste wandten sich nun ebenfalls um. Einige schüttelten angewidert den Kopf, anderen wiederum stand die Sensationslust direkt ins Gesicht geschrieben.

Der Angesprochene hob langsam den Kopf und brummte etwas Unverständliches.

»Ich glaube, es ist besser, du gehst nach Hause.«

Der Mann versuchte ein Nicken und erhob sich schwerfällig. Doch offensichtlich schien der übermäßige Alkoholkonsum seinen Gleichgewichtssinn vernebelt zu haben. In einem letzten Anflug von äußerster Konzentration schloss er für eine Sekunde die Augen, um dann in der nächsten die Balance zu verlieren. Den Barhocker noch krampfhaft umklammert schlug der Mann mit dem Rücken hart auf dem Boden auf und blieb dort regungslos liegen.

Fluchend kam Sean um die Bar herum und stemmte den Betrunkenen unter den hämischen Blicken der Gäste hoch.

»Sieh zu, dass du hier verschwindest.« Der Wirt warf dem Mann einen vernichtenden Blick zu. »Und wenn du deinen Fuß das nächste Mal hier rein setzt, hast du Geld dabei, verstanden?« Damit wandte er sich ab und stakste hinter den Tresen zurück.

Der Angesprochene trottete schwerfällig und schwankend zum Ausgang. Doch kurz vor der Tür schien er es sich anders überlegt zu haben. Mit glasigen Augen vollführte er eine Drehung um Hundertachtzig Grad und stierte in Richtung Bar und damit auf O'Neill.

»Was ist?« fragte der. »Findest du den Weg nicht?«

Statt einer Antwort begann der Mann lauthals zu würgen und die Köpfe im Schankraum fuhren erneut herum. Eine Katastrophe, die niemand im Raum verpassen wollte schien sich anzubahnen.

»Oh nein, Engelhardt, nicht schon wieder.« Erschrocken sprang Sean hinter dem Tresen

hervor und packte ihn bei den Schultern. »Nicht hier.« Kurzerhand schleifte er seinen Gast nach draußen, wo er sich augenblicklich an der Hauswand übergab.

O'Neill fluchte. »Das machst du mir morgen früh sauber!«

»Lass ihn in Ruhe, er ist schon genug gestraft«, sagte plötzlich eine Stimme hinter ihm.

Der Wirt wandte sich um und blickte in das faltige Gesicht des Gemeindepfarrers. »Deswegen muss er aber nicht meine Hauswand voll kotzen. Oder meinst du, es wirkt besonders einladend auf die Gäste, wenn...«

»Lass es gut sein«, unterbrach ihn der Geistliche. »Ich werde ihn mitnehmen. Es liegt sowieso auf meinem Weg.«

Der Wirt zuckte die Achseln. »Wie du meinst. Es ist dein Wagen.«

Gemeinsam schleiften sie den Mann zum Parkplatz auf der gegenüberliegenden Straßenseite und setzten ihn auf den Beifahrersitz.

»Hier, die Rechnung der letzten Woche.« O'Neill schob Pastor Drewermann einen Zettel zu. »Gib ihn seiner Schwester. Vielleicht weiß die etwas damit anzufangen.«

»Ist es viel?« Der Pfarrer nahm das Papier und stopfte es ungelesen in seine Jacke.

»Genug für ein Vier-Gänge-Menü im Schlosshotel.«

Der Geistliche hob die Augenbrauen. »Warum lässt du ihn überhaupt noch in dein Lokal?«

»Weil er mir sonst die Gäste vergrault.«

»Wie meinst du das?«

»Engelhardt besitzt die Angewohnheit aggressiv zu reagieren, wenn er betrunken ist. Bedeutet im Klartext: Er lungert vor dem Eingang herum und pöbelt die Leute an, die zu mir in den Laden wollen.«

»Warum rufst du nicht...?«

»...die Bullen?« O'Neill schüttelte den Kopf. »Du machst wohl Witze? Das wäre so, als würde man...«

»Das meine ich nicht«, unterbrach ihn der Geistliche. »Warum rufst du nicht seine Schwester an?«

»Lieber Pastor Drewermann. Erzählen sie das mal Katharinas Gatten.« Der Wirt lachte hohl. »In dem Falle wäre es wohl das Sinnvollste, den Notarzt für sie gleich mit zu bestellen.«

»Ich wusste nicht, dass es so schlimm ist.« Drewermann blickte voller Mitleid auf Engelhardt herab, der inzwischen laut schnarchte. »Ich fahre ihn auf jeden Fall nach Hause, bevor...«

»...er das Auto voll kotzt. Sag ich doch...«

»...ich ihn überhaupt nicht mehr wach bekomme.« Der Geistliche blickte Sean scharf an und stieg in sein Auto.

Langsam fuhren sie die durch die Innenstadt in Richtung des vorstädtischen Ghettos. Hier waren sie nach wie vor auch im Westen der Republik zu finden: Betonsilos aus der Zeit der großen Bausünden der Siebziger Jahre. Verändert hatte sich seitdem wenig. Außer man betrachtete den Satellitenwald an den Balkonen und Flachdächern, sowie den Lärm unzähliger japanischer Stereoanlagen als sozialmarktwirtschaftlichen Fortschritt.

Wie eh und je lebte dort das Proletariat, all die sozial Gestrandeten und Arbeitslosen in ihren Kaninchenställen. Der vielgepriesene wirtschaftliche Aufschwung - hier suchte man

vergeblich.

Seit er die Familie Engelhardt kannte, fragte sich Drewermann wieder und wieder, warum der Mann ausgerechnet hierher gezogen war.

War es die Rückkehr zu den Wurzeln, die Nähe zu seiner Schwester oder eine Art Selbstkasteiung, bei der Ben den absurden Versuch unternahm, eine unsinnige Schuld abzutragen?

Er wusste, Engelhardt war hier im Ghetto aufgewachsen. Erst viel später nach seiner Heirat war er in ein kleines Haus am Stadtrand umgezogen. Glücklicherweise endlich seine eigene kleine Welt zu besitzen.

Doch das Schicksal hatte etwas gänzlich anderes für ihn und seine Frau vorgesehen.

Der Legat im Auftrage Gottes versuchte den Gedanken an die Ereignisse von damals für den Augenblick zu verdrängen.

Seine ganze Konzentration galt der Straße vor ihm. Denn inzwischen war der sternenklare Himmel dunklen Wolken gewichen und ein Platzregen prasselte über der Stadt nieder. Der Geistliche bremste leicht ab und setzte den Blinker.

Engelhardt neben ihm röchelte leise vor sich hin. Der Mund leicht offen stehend, war sein Kopf zur Seite gefallen und ruhte auf seiner Schulter.

Inzwischen waren sie fast angekommen und der Weg mündete in einem schmalen, grob gepflasterten Platz. Am anderen Ende erhob sich eine von Laternen spärlich beleuchtete Hochhausreihe.

Der Pfarrer hupte kurz, stoppte den Wagen und begann Engelhardt heraus zu hieven. Irgendwo bellte ein Hund und im Erdgeschoss des Gebäudes gingen mehrere Lichter an. Jemand öffnete das Fenster.

»Ben, bist du es?« rief eine weibliche Stimme.

»Ben ist bei mir! Komm bitte runter und fass mit an.«

Die Frau seufzte laut und schloss das Fenster. Ein paar Sekunden später hörte Drewermann, wie jemand die Treppe hinunter stieg und die Haustür öffnete.

Gemeinsam schleiften sie Engelhardt ins Haus und den endlosen, mit Rau verputzten und Graffiti verzierten Flur entlang auf eine offen stehende Tür zu. Dort angekommen öffnete die Frau eine Seitentür und gab den Blick auf eine spärlich möblierte Zweizimmerwohnung frei. Überall lagen Kleidungsstücke verstreut und aus der Küche drang der Geruch von verfaultem Essen zu ihnen herüber. So schnell es ging brachten sie den Mann ins Schlafzimmer und legten ihn aufs Bett.

»So geht es nicht weiter, Katharina«, meinte der Geistliche eindringlich und beobachtete, wie sie Engelhardt die Schuhe abstreifte und eine fleckige, nach Schweiß und anderen körperlichen Absonderungen stinkende Decke über ihm ausbreitete. »Es ist diese Woche schon das dritte Mal, dass ich ihn in diesem Zustand bei dir abliefern.«

»Ich weiß, aber was soll ich machen? Wenn er sich unbedingt umbringen will, ich kann ihn nicht daran hindern.«

»Ich meine nicht unbedingt seine Alkoholexzesse. Das ist das kleinere Problem. So wie ich ihn kenne, könnte er morgen damit aufhören. Es geht mir um seinen Seelenzustand. Du bist zwar seine Schwester, aber was Ben braucht, ist professionelle Hilfe und das möglichst schnell.«

Katharina lachte hohl. »Wenn das so weiter geht, werde ich bald Hilfe nötig haben.« Sie

löschte das Licht und beide verließen das Zimmer. Inzwischen war Engelhardt erneut eingeschlafen und schnarchte laut.

»Der springende Punkt ist«, fuhr die Frau fort, »dass Ben immer noch glaubt, alles selbst bewältigen zu können.«

Statt einer Antwort blickte der Geistliche sich in dem Raum um, der vielleicht einmal als Wohnzimmer gedacht war.

»Wie will er dieses Chaos noch bewältigen? Was glaubst du, was passiert, wenn jemand irgendwann auf die Idee kommt, das Ordnungsamt zu benachrichtigen?«

Die Frau blickte mit leeren Augen an ihm vorbei.

»Vielleicht redest du noch Mal mit ihm.« Der Geistliche griff in seine Tasche und reichte ihr einen Zettel. Sie traten in den Hausflur. Vorsichtig schloss Katharina die Tür.

»Was ist das?«

»Die Rechnung der letzten Woche im Pub.«

Katharina verzog das Gesicht. »Danke. Bestellen sie ihm, er wird sein verdammtes Geld schon bekommen.« Sie nahm den Zettel und ließ ihn in der Tasche ihres Morgenrocks verschwinden. »So wie immer.«

Schweigend gingen sie den Flur entlang. »Sehen wir uns am Sonntag?« fragte der Pastor, als sie an der Haustür ankamen.

»Ich weiß noch nicht. Werner hat einen Termin in der Nähe von Freiberg mit einem Hundezüchter.«

Der Geistliche ahnte, um welche Art Züchtung es sich hierbei handeln könnte. Werner war Katharinas Mann und ein gefährlicher Choleriker, der einen äußerst einschlägigen Ruf im Kaninchenstall genoss und wegen vielfacher Körperverletzungsdelikte vorbestraft war.

»Wenn du reden möchtest, meine Tür steht jederzeit offen.«

»Nochmals vielen Dank, dass sie ihn hierher gebracht haben.«

Drewermann lächelte kurz und rannte durch den Regen zu seinem Wagen. Katharina schloss die Tür und schlich zu ihrer Wohnung, die direkt neben der ihres Bruders lag. Kurz vor der Eingangstür hielt sie einen Moment inne. Ihr war, als hätte sie etwas gehört, und sie horchte einen Moment lang in die Dunkelheit.

Da war es wieder. So wie fast jede Nacht.

Eine verzweifelte Stimme rief den Namen einer Frau. Einmal! Zweimal! Dann trat Stille ein.

Oh großer Gott, hilf uns bitte, dachte sie, und schlug die Hände vors Gesicht. Lass es endlich aufhören.

Als Engelhardt am nächsten Morgen aufwachte, fühlte er in seinem Schädel eine Bombe explodieren.

Nichts Neues. Seit knapp einem Jahr war dieser Zustand sein ständiger Begleiter. Er hob den Arm und warf einen Blick auf seine Armbanduhr. Kurz nach sieben. Genug Zeit für eine kalte Dusche. Vorsichtig richtete er sich auf und stellte ein Bein nach dem anderen auf den Fußboden.

In diesem Moment geschahen zwei Dinge auf einmal. Ihm wurde schwindlig und sofort danach speiübel. Engelhardt hielt sich einen Moment an der Bettkante fest und atmete mehrmals tief ein und aus.

Mein Gott, dachte er, ein Ziegenstall ist gar nichts dagegen. Am besten an etwas anderes denken.

Wo war eigentlich sein Auto? Ein hervorragender Gedanke um sich abzulenken. Denn dabei standen mehrere Möglichkeiten zur Auswahl, womit sein Hirn genug Zeit erhielt, sich zu beleuchten.

Erstens: der Wagen stand vor dem Haus. Daraus ergab sich allerdings die beruhigende Tatsache, dass er gestern Nacht selbst hierher gefahren sein musste.

Zweitens: vor irgendeiner Laterne beziehungsweise im Straßengraben. Das erschien ihm als die schlechteste aller Varianten. Denn dies würde eine Menge Unannehmlichkeiten nach sich ziehen. Und sein Bedarf in dieser Richtung war in der letzten Zeit mehr als gedeckt.

Aber es gab ja noch eine dritte und letzte Möglichkeit und an die klammerte er sich. Jemand hatte ihn nach Hause gefahren und sein Auto stand irgendwo am Straßenrand in der Nähe des Pubs. Sehr gut. Würde er eben einen der vielen gelangweilten Taxifahrer der Stadt beglücken.

Jetzt war er in der Lage, den Brechreiz hinunter zu würgen. Auch der Schwindel hatte soweit nachgelassen, dass er einen zweiten Versuch unternehmen konnte aufzustehen.

Er schlüpfte in seine Schuhe und ging langsam ins Badezimmer. Als er sein Gesicht im Spiegel betrachtete, verzog er das Gesicht. Wenn er so weitermachte, würde er bald aussehen wie sein verstorbener Großvater. Mit fahrigten Fingern fuhr er sich durch sein kurz geschnittenes dunkles Haar.

Eigentlich war Benjamin Engelhardt das, was man einen Frauentyp nannte. Anfang Vierzig, kantiges Gesicht, und er überragte die meisten seiner Mitmenschen um mindestens eine Handbreit. Doch in der letzten Zeit war seine Haut merklich blasser geworden. Auch hatten sich in seinem Gesicht und besonders um seine graublauen Augen unzählige Falten gebildet.

Und heute Morgen war es besonders schlimm. Sein Gesicht schien gerötet, vom Alkohol aufgedunsen wie ein wassergefüllter Ballon, der kurz davor stand zu platzen.

Er griff nach der Zahnbürste auf dem Waschbeckenrand um sich die Zähne zu putzen. Auf die sonst übliche Nassrasur verzichtete Engelhardt lieber, denn seine Hände zitterten wie Espenlaub. Er benetzte sein Gesicht mit kaltem Wasser, trocknete sich ab und verließ auf wackeligen Beinen die Wohnung. Auf die Dusche verzichtete er.

Als er die Küche seiner Schwester betrat, bemerkte er Werner, seinen Schwager am Tisch, in der Hand eine Tasse Kaffee. Als er Engelhardt sah, verfinsterte sich seine Miene augenblicklich.

Ohne ihn weiter zu beachten, ging Ben zum Schrank und schenkte sich ebenfalls eine Tasse ein.

»Wir müssen uns unterhalten«, meinte Werner in diesem Moment hinter ihm.

»Tatsächlich? Müssen wir das?«

»Und ob. Ich will, dass du von hier verschwindest.« Sein Schwager blickte an ihm vorbei und fixierte einen imaginären Punkt irgendwo an der Wand. »Meinetwegen such dir eine Wohnung am anderen Ende der Stadt oder noch besser, lös dich komplett in Luft auf. Vielleicht gibt es ja wo anders noch Arbeit.«

»Wie zuvorkommend du heute bist. Und was genau hast du dir da so vorgestellt?«

»Was weiß ich. Irgendjemand nimmt bestimmt einen versoffenen Exbullen für seinen Bumsclub, der...«

»...Wieso Ex?« unterbrach Engelhardt ihn. Er zog an eine der Schubladen der Küchenkommode, von der er wusste, dass sich dort Diazepam befand. Mit zittrigen Fingern drückte er zwei Tabletten aus der Folie und spülte sie mit Kaffee hinunter.

Sein Schwager sah ihn verächtlich an. »Siehst du, genau das meine ich. Was glaubst du, wie lange es noch dauern wird, bis deine Kollegen merken, dass du noch ein klitzekleines, weiteres Problem hast?«

Nicht mehr lange, dachte Ben. Doch er brauchte die Tabletten. Trugen sie nicht nur den körperlichen Schmerz nach seinen nächtlichen Exzessen fort. Auch seine Seele beruhigte sich und gab ihm stundenweise Gnadenfrist.

»Was hältst du davon, wenn ich mit einem deiner Vorgesetzten darüber spreche, wo du die Dinger seit einem Jahr herbekommst?« Werner grinste und schob seinen Stiernacken vor. Engelhardt fühlte sich unwillkürlich an einen Bullterrier erinnert. »Glaubst du, deine Kollegen interessieren sich für den jungen Chemiestudenten, den du jeden zweiten Donnerstag in deiner Stammkneipe triffst oder beschränkt sich die Ermittlungsarbeit deiner Kollegen ausschließlich auf die vielen gefährlichen Parksünder?«

Engelhardt zuckte wie elektrisiert zusammen und ließ beinahe die Tasse fallen. Wie konnte sein Schwager davon wissen? Wenn Strasser davon Wind bekam, war sein berufliches Ende unzweifelhaft eingeläutet. Von den Medien ganz zu schweigen. Und wer gab einem versoffenen Exbullen schon einen Job?

Ben blickte Werner fassungslos an. Sein Schwager hatte sich anscheinend gründlich vorbereitet. Sonst verliefen ihre Gespräche völlig anders. Normalerweise war Engelhardt der Überlegene, der sich darauf beschränkte, zu warten, dass sich Werner selbst widersprach oder ihm, aufgrund seines mangelnden Intellekts, nichts anderes übrig blieb, als unter wildesten Flüchen und Beschimpfungen das Feld zu räumen. Doch heute schien ihr Gespräch eine ungeahnte Wendung zu nehmen.

»Woher... ich meine...?«

»Auch ich habe Freunde.«

Ben nickte. Natürlich, dachte er. Dieser Dreckskerl hatte ihm eine seiner Nuten auf den Hals gejagt.

»Was willst du?«

»Nicht viel.« Sein Schwager lehnte sich genüsslich zurück und zog dabei die Ärmel seines Sweatshirts soweit hoch, dass man die vielen Tätowierungen an seinen Unterarmen sehen konnte. »Wie gesagt, dass du dich hier verpisst und meine Frau und mich in Ruhe lässt.«

»Und du meine Wohnung übernehmen kannst, um heimlich und in aller Ruhe deine kleinen Pferdchen weiden zu lassen?«

Das Blatt begann sich zu wenden. Sein Schwager wurde blass. »Ich weiß nicht, wovon du sprichst?«

»Was glaubst du, wer interessiert sich wohl mehr für deine Schweinegeleien? Meine Schwester oder die Bullen?« Ben lächelte unschuldig, was ihm nicht mal mehr schwer fiel, denn die Tabletten hatten begonnen, Wirkung zu zeigen. Doch heute schien wirklich alles anders.

Mit einem Satz kam Werner um den Tisch herum und packte ihn am Kragen. Ben erschrak. Obwohl relativ kräftig, wusste er, dass er in einer körperlichen Auseinandersetzung mit seinem Schwager keine Chance hatte. Nicht in seiner derzeitigen Verfassung.

Doch seine Sorgen waren unbegründet, denn in diesem Augenblick öffnete sich die Tür und Katharina trat ein. Mit einem Blick erfasste sie die Situation.

»Wie ich sehe, komme ich im richtigen Moment.«

Nur widerwillig ließ Werner ihn los. Mit hasserfülltem Blick wandte er sich ab und verließ die Küche. Engelhardts Gesicht nahm einen zufriedenen Ausdruck an. Es war eben doch wie immer.

»Warum tust du das?« fragte Katharina. Sie war einen Kopf kleiner als er und blickte ihn jetzt von unten herauf aus ihren grünen Augen an.

»Warum tue ich was?«

»Streite es nicht ab. Ich habe die ganze Zeit hinter der Tür gestanden und euer Gespräch mit angehört.« Sie legte eine Hand auf seine Schulter. »Glaubst du, ich weiß nicht wie viel du von diesen Tabletten hier nimmst?« Mit dem Finger wies Katharina auf die noch offene Lade.

Engelhardt wollte etwas sagen, doch ihm blieb der Mund offen stehen.

»Benjamin«, unterbrach Katharina ihn so sanft wie möglich. »Fiona ist nicht mehr bei uns. Und sie wird auch nicht mehr zurückkommen. Nie mehr! Mach dir das endlich klar. Lass endlich los. Es wird Zeit, dass du dein Leben neu beginnst, und...« Sie zögerte. »Und was das andere betrifft... In jeder Ehe muss man Abstriche machen.«

Ben starrte sie nur an. Seine Zunge schien wie gelähmt und der Frosch in seinem Hals schwoll zu einer fetten ekligen Kröte an.

Vielleicht war es doch nicht ganz so wie sonst. Er merkte, wie ihm die Tränen in die Augen traten.

Eine Stunde später betrat Engelhardt einigermmaßen gefasst das 1. Kasseler Polizeirevier. Das nagelneue Gebäude, eine hufeisenförmige Bausünde der Neunziger, strahlte seinen kalten Glanz nicht nur nach außen ab.

Ben ließ die verglaste Eingangstür hinter sich und grüßte zwei uniformierte Beamte, die mit gelangweiltem Gesichtsausdruck hinter einer dicken Panzerglasscheibe Zeitung lasen.

Kurze Zeit später betrat er, noch immer stark benebelt, sein Büro.

»Ah, da bist du ja endlich.«

Engelhardt wandte den Kopf Richtung Schreibtisch und blickte in das mitleidvolle Gesicht von Wolfgang Zimmermann. Auch er war, genau wie Engelhardt, Hauptkommissar beim Dezernat für Kapitalverbrechen. Beide kannten sich schon seit Jahren und ihre Verbindung ging über ein kollegiales Verhältnis weit hinaus.

Wortlos spazierte Engelhardt zur Fensterbank, wo all die Dinge bereit lagen, um das Diesseits aufgeweckt zu gestalten.

Mit einer Tasse Kaffee in der Hand kam Benjamin zurück zum Schreibtisch und nahm gegenüber seinem Kollegen Platz. »Morgen. Gibt es etwas Neues?«

Zimmermann sah ihn nach wie vor über den Schreibtisch hinweg an. »Der Chef hat bereits zweimal angerufen.« Der Ausdruck im Gesicht seines Freundes war unverändert.

»Du sollst hochkommen. Jetzt gleich!«

Engelhardt setzte eine Unschuldsmine auf. »Hat er gesagt, was er wollte?«

Zimmermanns gesamte Physiognomie rutschte augenblicklich in Richtung Kinn. »Ich, an deiner Stelle, würde mich warm anziehen.«

Benjamin winkte ab und nahm einen Schluck aus seiner Tasse.

»Ich glaube, du hast mich nicht verstanden.« Sein Kollege schüttelte den Kopf. »Ich sprach davon, dass du hochkommen sollst.«

Engelhardt riss die Augen auf. »Du meinst nicht etwa hoch im Sinne von *ganz hoch*?«

»Genau das.«

»Scheiße!« Engelhardt hieb mit der Faust auf den Tisch. *Ganz hoch* konnte nur bedeuten, dass der Polizeiobererrat Wind von seinen Eskapaden bekommen hatte.

Also hat Hartmann, diese alte Ratte, mich doch angeschwärzt, dachte er voller Zorn. Engelhardt wusste, dass Hartmann schon lange scharf auf seinen Posten war und damit auch einer Ernennung zum Hauptkommissar. Woher er allerdings von den nächtlichen Zechgelagen wusste, war ihm schleierhaft.

»Na dann«, meinte er, »werde ich dem werten und geschätzten Herrn mal ein wenig meiner Dickdarmakrobatik nahe bringen.« Er nahm einen weiteren großen Schluck aus seiner Tasse und verließ den Raum.

Draußen im Flur begegnete ihm eine junge Frau, die eine Art Servierwagen vor sich herschob, auf dem Duzende von Akten abgelegt waren. Eine Praktikantin von irgendeiner der vielen Schulen die glaubten, ihre Schüler so auf das Leben vorzubereiten.

Warum schicken sie die Mädchen nicht einfach in den Kindergarten oder in ein Blumengeschäft, anstatt sie hier für uns die Drecksarbeit machen zu lassen, dachte Ben. Von den interessanten Seiten dieses Jobs bekamen die sowieso nichts mit.

Engelhardt nickte dem Mädchen zu und lief weiter in Richtung Fahrstuhl. Jetzt überkam ihn zum ersten Mal ein ungutes Gefühl, vielleicht war er doch etwas zu weit gegangen. Er wusste genau, würde man ihn feuern - er wäre sich gnadenlos selbst ausgeliefert.

Als Ben in den Fahrstuhl trat, musste er sich an der Wand festhalten, weil ihm erneut schwindlig wurde.

Reiß dich zusammen, fluchte er innerlich, nur noch diese halbe Stunde und wenn alles glatt geht, bin ich gerettet. Denn eine von Engelhardts großen Stärken war: Menschen zu bekehren. So bereitete es ihm beispielsweise kaum Mühe, jemanden davon zu überzeugen, dass ein Trip in die Hölle sich als eine interessante Alternative zu seinem bisherigen Leben erweisen könnte. Und: man nahm es ihm ab, auch auf die Gefahr hin, geradewegs in einen gähnenden Abgrund zu stürzen.

Zwei Minuten später stand Engelhardt vor der Bürotür des Polizeiobererrats. Auf sein vorsichtiges Klopfen folgte ein unhöfliches: »Herein«!

Mit leicht geduckter Körperhaltung und einem schiefen Lächeln betrat Ben den Raum.

»Engelhardt, da sind sie ja endlich.« Obererrat Strasser sah ihn aus seiner kreisrunden Brille von unten herauf an. Die dickliche Gestalt und der breite Mund taten ein Übriges dafür, dass sich Ben jedes Mal, wenn sie sich trafen, unwillkürlich an einen Ochsenfrosch erinnert fühlte. »Ich glaube, sie wissen, warum ich sie hierher gebeten habe«, sagte Strasser und strich sich über sein graues, an vielen Stellen bereits lichtetes Haar.

Bens Antwort kam vorsichtig, abwartend. »Ich kann es mir denken.«

Sein Chef nickte ernst und kam ohne Umschweife zum Thema. »Sie sind jetzt schon

mehr als zwanzig Jahre im aktiven Dienst, richtig?«

»Richtig.«

»Sehen sie, und nur deshalb sehe ich davon ab, sie vom Dienst zu suspendieren.«

»Also nicht, weil ich ein guter Polizist bin?«

»Werden sie nicht unverschämt. Jeder andere hätte ihren Rausschmiss veranlasst.« Strasser blickte sein Gegenüber mit einem vernichtenden Blick an. »Herr Engelhardt, jeder hier im Haus kann sehr gut nachvollziehen, dass...«

»Kann er nicht.«

»Bitte?«

»Kann er nicht.« Ben holte tief Luft, bevor er weiter sprach. »Niemand kann irgendetwas, das mich betrifft, nachvollziehen.«

Strasser schaute jetzt noch finsterner drein. Es schien, als sei er bereits am Ende seiner Geduld angelangt. »Dann werde ich es kurz machen.« Er zog seine Brille von der Nase und rieb sich die Augen. »Es gibt in der Bundesrepublik so etwas wie eine Austauschversetzung. Schon mal davon gehört?«

Engelhardt schüttelte den Kopf.

»Nun, ja. Bedeutet im Klartext, ein Kollege von außerhalb übernimmt den Posten eines anderen Polizisten in einer anderen Stadt, was die spätere Zusammenarbeit der einzelnen Bundesländer erleichtern soll.«

Das war es also. Man wollte ihn diskret abschieben.

»Welche Stadt?«

Strasser nickte. »Ich sehe, wir haben uns verstanden.« Er setzte seine Brille wieder auf und nahm einen Schluck aus seiner Teetasse vor sich auf dem Tisch. Engelhardt wusste, der Tee war feinsten Darjeeling, der Tisch edles Eichenholz. »In ihrem Falle handelt es sich um Flensburg.«

Ben starrte seinen Chef über den Schreibtisch hinweg an, wie eine Kuh, die man zur Schlachtbank führte.

»Haben sie etwas gegen Flensburg?«

Engelhardt zuckte mit den Achseln. »Ich war noch nie dort. Allerdings habe ich etwas gegen diese, wie nannten sie es doch gleich, Austauschversetzung?«

»Entweder so, oder...« Strasser hob die Hände zu einer verstellt hilflosen Geste. »Sehen sie es doch mal aus einer anderen Perspektive. Die frische Seeluft wird ihnen gut tun und vielleicht wird sich auch die Gegend positiv auf ihr angeschlagenes Gemüt auswirken. Und wenn sie genügend Abstand gewonnen haben, sehen wir weiter.«

»Und wer ist der Kollege, der meinen Job übernimmt?«

»Das braucht sie nicht weiter zu kümmern. Sehen sie zu, dass sie alles Nötige in die Wege leiten. Ich gebe ihnen für diese Woche Sonderurlaub. Nutzen sie die Zeit.« Strasser hob den Zeigefinger der rechten Hand. »Ich meine damit, sinnvoll. Packen sie ihre Sachen, gehen sie oben im Bergpark spazieren und seien sie spätestens Montag in Flensburg.«

»Aber heute ist schon Dienstag.« Engelhardt starrte seinen Vorgesetzten entgeistert an.

»Eben. Deswegen sollte ihr Urlaub auch dazu dienen, sich ein wenig zu entspannen.«

Engelhardt hatte verstanden. Wenn Strasser noch einmal mitbekam, dass er zur Flasche griff, würde sein Kopf endgültig rollen.

2.

Fiona

Was hältst du davon, wenn wir diesen Sommer Ryan und Patricia besuchen?« Fiona blickte ihn freudestrahlend an. »Ich habe heute Morgen eine E-Mail von Ryan bekommen.«

Benjamin nickte. Grundsätzlich sprach nichts dagegen, seinen Schwager beziehungsweise seine Schwägerin in Irland zu besuchen.

»Ich müsste nur im Revier abklären, ob ich kurzfristig Urlaub bekomme.«

»Bei deinen vielen Überstunden ist Strasser dir doch eigentlich einen Gefallen schuldig, oder?« Sie schaute ihn von unten herauf mit ihren katzengrünen Augen an, wobei ein paar Strähnen ihrer langen schwarzen Haare ins Gesicht fielen. Engelhardt liebte diesen Blick. Überhaupt war er verrückt nach dieser Frau.

Bei ihm war es Liebe auf den ersten Blick gewesen. Sie hatte ein wenig länger gebraucht, um festzustellen, dass dieser merkwürdige Deutsche, der Mann war mit dem sie ihr Leben teilen wollte.

Kennen gelernt hatten sie sich auf einer dieser Parties, die man eigentlich nur als kollektives Besäufnis bezeichnen konnte.

Ben war wieder einmal in Irland, genauer gesagt an der Westküste in Galway, und hatte dort Jon, einen alten Freund, besucht. Der wiederum kannte einen Mann, der den Mann kannte, der die Party veranstaltete und wollte hingehen; folglich gingen sie gemeinsam hin. Das Haus lag etwas abseits der Stadt auf einem Hügel und dementsprechend laut ging es zu.

Man ließ seinen Mantel wie üblich im Schlafzimmer und mischte sich in die Gespräche, versuchte verzweifelt ein einigermaßen vernünftiges Gespräch zustande zu bringen, welches sich zu neunundneunzig Prozent um Mode, Geld oder Sex drehte. Dabei klammerte man sich verzweifelt an ein warmes Glas Whisky oder Stout. Das Hinderliche an der ganzen Angelegenheit war, dass sich die meisten Leute untereinander kannten, und das machte es für einen einsamen Eindringling wie Benjamin schwer. Dabei gab er sich alle erdenkliche Mühe, die kurzen abgehackten Sätze, die bei solchen Anlässen als Konversation ausgegeben wurden, zu erfassen, und fing recht bald an, sich zu langweilen. Jon hingegen schien sich köstlich zu amüsieren. Engelhardt erkannte, dass es ein langer Abend werden würde. Resigniert machte er sich deshalb auf die Suche nach einer Flasche Malt.

Dabei kam er an der Küche vorbei. Hier war es etwas ruhiger. Der erste Ansturm auf das Büfett war vorüber und nur wenige Gäste standen mit ihren Gläsern um einen der vielen Stehtische. Und genau dort war auch sie. Allein, mit einem Becher Kaffee, stand sie dort an einen Schrank gelehnt und schien sich genauso zu langweilen wie er.

Und obwohl Benjamin, was ihm eher selten passierte, relativ betrunken war, hatte er in dem Augenblick als sein Blick von ihren Knöcheln bis zu dem dunkelbraunen Zopf gewandert war, gewusst: Sie ist es.

Ben konnte nicht anders, er musste sie die ganze Zeit über anschauen. Stumm stand er

in der Tür, das Glas mit dem letzten Rest Whisky fest umklammert und blickte sie an.

In den ersten Minuten, so schien es, versuchte sie, den Fremden in der Tür zu ignorieren. Doch Ben blieb eisern. Jedes Mal, wenn sie einen flüchtigen Blick in den Flur warf, lächelte er sie an.

Und irgendwann erhörte sie sein stummes Flehen und Beten und schaute ihn direkt an.

»Ich glaube, wenn sie mich noch lange anstarren, muss ich mich wohl vorstellen.«

Damit war das erste Eis zwischen ihnen gebrochen und Ben hatte sich zu ihr gesellt. Und schon nach wenigen Minuten unterhielten sie sich völlig ungezwungen über die verschiedensten Dinge des alltäglichen Lebens, soweit dies Bens Sprachkenntnisse zuließen. Ausgenommen Geld, Mode und Sex. Und seltsamerweise schien er mit jeder Minute nüchterner zu werden.

»Habe ich ihnen schon gesagt, dass Sie aussehen wie ein Engel?«

Sie lächelte. »Wie vielen Frauen haben sie das schon gesagt?«

Ben spreizte Zeigefinger und Mittelfinger. »Ich schwöre es. Sie sind die erste. Übrigens, wollen sie auch einen Drink?«

Sie nickte, obwohl sie den ganzen Abend über keinen Tropfen Alkohol getrunken hatte.

Während sie ihm stirnrunzelnd hinterher schaute, kämpfte er sich durch das Gewühl der Partygäste, um schließlich nach längerem Suchen hinter einem Sessel versteckt, eine volle und ungeöffnete Flasche Single Malt zu finden.

Als Ben zurückkehrte, war sie verschwunden. Auf der Küchenkommode, an der sie die ganze Zeit gelehnt hatte, lag ein Zettel.

»Wir sind alle Engel, aber leider mit nur einem Flügel. Erst, wenn wir uns umarmen, können wir zusammen fliegen.«

3.

Flensburg

Das erste, das ihm auffiel, war eine schneidend, feuchte Kälte, die ihm durch Mark und Bein ging. Und dabei war es laut Kalender erst Ende Oktober. Fröstelnd zog er den Kragen seines ungefütterten Mantels hoch und lief eilig in Richtung Ausgang. Hier wimmelte es von Menschen. Von allen Seiten strebten sie an ihm vorbei, eilten zu den Schaltern oder nach draußen.

Er bestieg eines der vielen Taxis vor dem Eingang, ließ sich in das Polster des Sitzes zurückfallen und merkte gleichzeitig, wie müde er war. In den letzten zwei Nächten hatte er kaum geschlafen. Das lag einerseits an seiner ständigen Unruhe und zum anderen daran, dass er seit drei Tagen keinen Tropfen Alkohol zu sich genommen hatte. Irgendeine Stimme in seinem Inneren hatte ihm geraten, dass es sich als günstig erweisen könnte, vor und während seiner Reise einen klaren Kopf zu behalten. Ben schloss die Augen und merkte, wie seine Hände zitterten.

Verdammt, dachte er, selbst wenn ich nicht trinke, sieht man mir den Alkoholiker an.

Trotzdem schienen sich seine Entzugserscheinungen in Grenzen zu halten. Er sah weder weiße Mäuse, noch fiel er durch ungewohnte Aggressivität auf. Trotzdem war er froh, dass er vorhin im Zug allein im Abteil gesessen hatte und sich nicht durch irgendwelche belanglosen Konversationen mit einem Mitreisenden kämpfen musste.

Seinen Wagen hatte er auf Anraten Zimmermanns in Kassel gelassen. Er wollte seinen neuen Kollegen nicht sofort wegen Trunkenheit am Steuer auffallen.

Das letzte Stück von Hamburg aus, war so trostlos an ihm vorüber gezogen wie selten zuvor eine Landschaft. Hinter dem Schiebefenster breitete sich ein düsterer, flacher Landstrich aus, der nicht enden wollte. Die Felder lagen, längst abgeerntet, im Nieselregen und verwandelten alles in ein Gestade aus schmutzig brauner Erde und Schlamm.

Erst an der Schlei, einem fjordähnlichen Wasserlauf, der bis sich tief ins Landesinnere ausbreitete, änderte sich das Bild. Er erkannte eine relativ hügelige Landschaft und Häuser, deren Dächer man mit Schilfrohr überzogen hatte.

Pünktlich nach zwei Stunden erreichte er Flensburg. Viel länger hätte Engelhardt es in diesem Zug auch nicht ausgehalten, der an jeder Gießkanne zu halten schien.

Und jetzt war er hier.

Allein. Als er sich heute Morgen von Katharina verabschiedet hatte, war es ihm schwer gefallen, seine Tränen zurückzuhalten. War sie doch der einzige Mensch, dem er sich mitteilen konnte und der ihn einigermaßen verstand. Sein Schwager hatte die ganze Zeit rauchend in der Küche gestanden und still vor sich hin gelächelt.

Seine Wohnung wollte er vorerst noch behalten. Die Schlüssel hatte er Katharina gegeben, und ihr das Versprechen abgerungen, seinem Schwager nichts davon zu erzählen.

Und er war natürlich ohne Fiona hier. Nichts in dieser fremden Stadt war mit ihr oder einer Erinnerung an bessere Zeiten in Verbindung zu bringen. Alles schien fremd. Ben biss bei dem Gedanken an seine Frau die Zähne zusammen und zwang sich, aus dem

Fenster des Taxis zu blicken.

Links von ihm standen kleine, alte Häuser, dicht an dicht gedrängt und bunt gestrichen. Er wandte den Kopf Richtung Hafenbecken und erkannte mehrere Ausflugsdampfer, die mit armdicken Tauen an der Mole lagen. Dazwischen paddelten Schwäne im trüben, kalten Wasser der Ostsee, auf der Suche nach etwas Fressbarem.

Fünf Minuten später hatten sie ihr Ziel erreicht. Das Hotel, das der Mann ihm empfohlen hatte, entpuppte sich als eine schicke, kleine Pension, etwa einen halben Kilometer Luftlinie vom Hafen entfernt, auf einer Anhöhe.

Engelhardt mietete sich erst einmal für einen Monat ein. Sein Zimmer lag im zweiten Stock und gab einen wunderbaren Blick über die Stadt und den Hafen frei. Es war klein, aber dafür sauber und somit völlig ausreichend. Nachdem er ausgiebig geduscht hatte, rief er das Polizeirevier an und verabredete einen Termin für Montag. Danach ließ er sich auf das breite Doppelbett fallen und fühlte sich so einsam, wie nie zuvor in seinem Leben.

Vielleicht sollte ich in irgendeine Hafenkneipe gehen und mich betrinken, dachte er, verwarf den Gedanken aber sofort wieder. Dazu hätte er sich anziehen und einen Fußmarsch von mindestens zehn Minuten auf sich nehmen müssen. Und ihm fehlte die Lust und das Verlangen nach irgendwas. Und das nicht erst seit heute.

Seit der Sache mit Fiona war Ben ein anderer Mensch und sein ganzes Wesen schien verändert.

Sie hatte ihm Wege wahren Glücks gezeigt, sein Leben umgekrempelt und ihn trunken werden lassen vor Liebe. Ein perfektes Paar. Bis zu jenem, alles verzehrenden Tag, als sie plötzlich nicht mehr da war.

Engelhardt griff zum Telefon und ließ sich eine Flasche Whisky aufs Zimmer bringen. Anders würde er sowieso nicht einschlafen können.

In dieser Nacht träumte er wieder von Fiona. Sie stand vor einem Abgrund und blickte Engelhardt an. In ihren Augen lag ein Ausdruck unendlicher Verzweiflung, und Schmerz, dass er aufschreien wollte. Doch seine Stimme versagte. Mit ausgestrecktem Arm wies sie in die Tiefe. Obwohl Ben wusste, was ihn dort erwartete, konnte er nicht anders. Einem inneren Zwang folgend trat er einen Schritt nach vorn und starrte nach unten.

Wo bist du?

Ihre Stimme schien von allen Seiten auf ihn einzuströmen und fraß sich in seinem Hirn fest. Es war jedes Mal dasselbe. Der gleiche Traum, die gleichen Worte.

Ich kann dich nicht hören.

4.

Guido

Am nächsten Morgen betrat Engelhardt die 1. Polizeiinspektion Flensburg gegen halb neun morgens. Da er einen Tag früher als geplant angereist war, hatte er beschlossen, seinen Dienst am Freitag anzutreten.

Ben war angenehm überrascht. Dieses Gebäude präsentierte sich weder im neoklassizistischen Stil noch als eine der üblichen Bausünden der wilden Siebziger. Wie so viele Fassaden hier, schien es wesentlich älter. Für Ben bedeutete dies eine Menge Geschichte und enthielt die Substanz altdeutscher Baukunst.

Drinnen ging es zu, wie in einem Bienenstock. Die Türen zur Wache standen weit offen. Engelhardt sah, dass mehrere uniformierte Beamte telefonierten, während andere hektisch hin und her liefen.

Er runzelte die Stirn. Handelte es sich etwa um das Begrüßungskomitee oder lag sein Dienstbeginn zeitgleich mit einer Bombendrohung? In diesem Moment rempelte ihn jemand an.

»Entschuldigung«, fragte Ben, »aber können sie mir vielleicht sagen, wo hier die Abteilung für Kapitalverbrechen ist?«

»Die sind alle draußen beim Einsatz«, antwortete der Zivilbeamte.

»Aha. Und wo?«

»Entschuldigung, aber das geht sie nun wirklich nichts an. Ist es dringend?«

Was für eine Frage? dachte Ben. »Eigentlich hatte ich vor hier heute Morgen meine Arbeit zu beginnen«, antwortete er. »Aber wenn alle ausgeflogen sind, kann ich auch wieder in mein Hotelzimmer gehen und mich ausschlafen.«

Der Mann sah ihn verblüfft an. »Darf ich nach ihrem Namen fragen?«

»Engelhardt.«

»Sie sind Engelhardt?«

»Wo ist das Problem?« Ben schaute zu dem ungläubig drein schauenden Beamten empor, der ungefähr einen Kopf größer war als er.

Mein Gott, der kann ja aus der Dachrinne saufen, dachte er. Erst dann bemerkte er den südländischen Einschlag seines Gegenübers. Schwarzes dichtes Haar, dunkle Augen und äußerst geschmackvoll gekleidet. Lediglich die strahlend blauen Augen passten nicht so recht in das Bild. Außerdem nahm er den leichten Geruch eines Parfüms wahr. Für seinen Geschmack eine Spur zu süßlich.

»Es gibt kein Problem«, sagte der Mann jetzt und lachte. Dabei präsentierte er eine lange Reihe weißer, ebenmäßiger Zähne. »Ich hatte sie mir nur anders vorgestellt. Können sie sich ausweisen?«

Wie anders? dachte Engelhardt, zog den Ausweis der Kasseler Kripo aus seiner Jackentasche und hielt ihn dem Mann unter die Nase. »Und wer sind sie?«

Der Mann warf einen kurzen Blick auf den Ausweis und nickte. Dann streckte er die rechte Hand aus. »Johannson, Guido Johannson. Sie sind also der Neue.«

Ben ergriff die ihm dargebotene, riesige Pranke und schüttelte sie. »Was ist eigentlich los?« fragte er. »Hier geht es zu, als läge Geld auf der Straße.«

»Mord. Ich bin gerade auf dem Weg dorthin.«

»Und ich dachte, ihr hebt hier nur gesunkene Fischkutter.« Ben grinste.

»Das Beste wird sein, sie melden sich erst einmal beim Chef.« Johannson musste sich allem Anschein nach das Lachen verkneifen, übergang dies aber.

»Und wenn ich gleich mit komme?«

Der Mann dachte einen Moment nach. »Warum nicht«, meinte er dann. »Wir werden ohnehin zusammen arbeiten. Anmelden können sie sich auch noch nachher.«

Gemeinsam gingen sie die Treppen zum Ausgang hinunter.

»Ich habe von dem Austauschprogramm gehört. Was verschlägt sie dabei ausgerechnet nach Flensburg?« fragte Johannson, während er auf einen Parkplatz im Innenhof des Gebäudes zusteuerte. »Gab es keine attraktiveren Angebote?«

»Wer sagt denn, dass ich freiwillig hier bin?«

»Ach so ist das.«

»Genau so.« Engelhardt winkte ab. Er hatte keine Lust über seine Probleme in der Dienststelle zu reden. »Sagen sie mir lieber, wo wir hinfahren.«

Inzwischen standen sie vor einem silbernen VW Passat. Mit einem Stirnrunzeln bemerkte Ben die unzähligen Lackschäden und mehrere tiefe Beulen an der Karosserie des Wagens.

»Hier hat es gestern faustgroße Körner gehagelt.« Anscheinend hatte Guido seinen Blick bemerkt. »Tja und das Andere ist in der Tat äußerst beunruhigend.«

Sofort, nachdem die beiden Polizisten im Wagen Platz genommen hatten, fuhr Johannson los. Das heißt, eigentlich raste er entgegen jeder Straßenverkehrsordnung in einem Höllentempo durch den, für Engelhardts Geschmack etwas zu träge dahin fließenden, dichten Stadtverkehr.

»Vor einer Viertelstunde rief eine gewisse Gunda Nielsen im Revier an und teilte den Kollegen von der Wache mit, dass sie ihren Arbeitgeber ziemlich tot und äußerst übel zugerichtet in seiner Kellerwerkstatt gefunden hat.«

»Wer ist der Tote?«

»Johann Capell. Rentner. Ist übrigens jetzt der zweite Mord in der Richtung.«

»Und sie tippen auf eine Serie?«

Johannson zuckte mit den Achseln. »Ich weiß es noch nicht.«

»Wie lang liegt die erste Tat zurück?«

»Vier Wochen. Dem armen Kerl wurde eine glühende Eisenstange eingeführt. Anschließend hat man ihn, soviel ich bisher weiß, bei lebendigem Leib kastriert.«

»Aua.« Engelhardt blickte ihn ungläubig an. Sein erster Arbeitstag in Flensburg und dann gleich die Hardcoreausführung. »Also ist er am Blutverlust gestorben.«

»Nein. Ihm wurde mit einer nadeldünnen Garotte die Kehle durchgeschnitten.« Er griff in seine Jackentasche und fingerte eine Zigarette heraus. »Ich sage ihnen das nur, damit Sie wissen, was sie erwartet.«

»Wer bearbeitet den Fall?«

»Unsere Sonderkommission.«

»Schon irgendwelche Ergebnisse?«

Johannson schüttelte den Kopf. »Der Täter ist, was seine Vorgehensweise betrifft, eine Koryphäe. Nicht eine einzige Faser, kein noch so kleines Härchen... einfach nichts. Die

ganze Abteilung steht vor einem Rätsel.«

Ben zog eine Grimasse. Eigentlich hatte er gehofft, seine Zeit mit anderen Dingen zu verbringen, anstatt nach Serienkillern zu suchen, die andere Leute zu kastrieren pflegten.

Guido setzte den Blinker und raste durch einen relativ schmalen und kurzen Tunnel, nur um an der nächsten roten Ampel durch eine Vollbremsung zum Stehen zu kommen. Engelhardts Kopf wurde zuerst nach vorn und danach unsanft gegen die Kopfstütze geschleudert.

Etwa zehn Minuten später hatten sie die Stadt hinter sich gelassen. Links von ihnen präsentierte sich eine graue Ostsee, rechts befand sich dichter Wald. Eins musste er seinem neuen Kollegen lassen. Johannson war ein ausgezeichneter Autofahrer. Trotz der engen Straßen und der relativ hohen Geschwindigkeit, nahm er jede Kurve, ohne dabei ein einziges Mal auf dem schmierigen Asphalt wegzurutschen.

Urplötzlich lichtete sich der Wald und sie fuhren durch eine nette Kleinstadt im angeliter Stil. Ben dachte schon, sie seien am Ziel angelangt. Doch er sollte sich irren.

Etwa zwei Kilometer hinter dem Ortsausgang setzte Johannson den Blinker und bog in einen kleinen Feldweg ein. Kurz darauf erkannte Engelhardt mehrere Einsatzfahrzeuge mit eingeschaltetem Blaulicht. Beamte sperrten den Fahrweg ab oder hielten die bereits jetzt schon zahlreichen Passanten auf Distanz.

Beim Aussteigen stellte Ben fest, dass das Haus fast unmittelbar in Wassernähe auf einer lang gezogenen Anhöhe lag.

Gemächlich schritten sie durch einen kleinen Vorgarten. Er wandte den Blick. So wie es aussah, war dies hier das einzige Gebäude weit und breit. Engelhardt blickte an der weißgetünchten Fassade empor zu den dunklen Dachziegeln, die im feinen Nieselregen feucht glänzten. Dabei fiel ihm auf, dass sämtliche Fenster des Hauses vergittert waren.

»Moin, Guido«, grüßte einer der Beamten. Ben bemerkte sein kalkweißes Gesicht. »Wen hast du uns denn mitgebracht?« Mit dem Kopf wies er auf Benjamin.

»Das ist Hauptkommissar Engelhardt. Die Dienststelle hat uns ja im Vorfeld darüber informiert, dass er für eine Weile bei uns bleiben wird.«

Hoffentlich nicht zu lange, dachte Ben. Trotzdem setzte er sein freundlichstes Sonntagnachmittagausgehlächeln auf und nickte den uniformierten Beamten zu. Erst dann traten die beiden Männer ein.

»Schauen sie, hier ist eine Alarmanlage.« Ben wies mit der Hand auf die Wand gleich neben der Eingangstür. »Und sie ist ausgeschaltet.«

»Stimmt, und die Fenster sind auch vergittert. Ob unser Opfer wohl Angst hatte?«

»Scheint wohl so.«

Jetzt bemerkte Engelhardt auch die süßliche Ausdünstung, die ihm entgegen schlug und das ganze Haus zu durchdringen schien. Er kannte diesen Geruch nur zu gut. Wenn auch nicht in dieser Intensität.

Er setzte den Fuß nach vorn und schritt vorsichtig durch einen dunklen Flur. Links befand sich die Küche. Alles schien blitzsauber und unbenutzt.

Vor einem Bild an der Wand blieb er stehen. Es zeigte einen Mann um die dreißig herum. Er trug eine Uniform und lächelte in die Kamera. Neben ihm stand ein Junge, mit kurzen Hosen und T-Shirt bekleidet, und blickte ein wenig ängstlich an dem großen Mann

hoch.

War das der Tote? Langsam ging er weiter. Rechts führte eine Holzterrappe hinauf in den ersten Stock und vor ihm am Ende des Flurs lag das Wohnzimmer. Eine breite Fensterfront eröffnete einen phantastischen Blick über die Flensburger Förde. Trotz eines leichten Dunstschleiers konnte man das andere Ufer erkennen.

Ob das etwa schon Dänemark dort drüben war? dachte er.

»Die Leiche liegt unten im Keller.« Die Köpfe der beiden Polizisten fuhren herum. Hinter ihnen stand der Beamte von eben. Sein Gesicht war nach wie vor blass und Engelhardt hatte den Eindruck, dass er intensiv mit seinem Mageninhalt kämpfte.

»Sind die Kollegen der Spurensicherung soweit?« fragte Johannson.

Der Mann zuckte mit den Achseln und wandte sich dann eiligst ab um seinem Bedürfnis nach frischer Luft nachzukommen.

Was ist da unten nur passiert? Engelhardt sah dem Mann nach. Wie um sich innerlich gegen das, was auf ihn zukam zu wappnen, schloss er die Augen und atmete ein paar Mal tief ein und aus. Erst dann schritt er dicht hinter seinem neuen Kollegen die hölzernen Stiegen hinunter.

Je weiter sie gingen, desto stärker wurde der süßliche Geruch nach Verwesung. Guido zog ein Stofftaschentuch hervor und hielt es sich vor das Gesicht. »Mein Gott, mir wird jetzt schon schlecht.«

Engelhardt versuchte, möglichst durch den Mund zu atmen, da er in seiner Hosentasche kein Taschentuch finden konnte.

Unten angekommen hielt sie ein Mann im weißen Overall auf. Auch sein Kopf war bis auf die Augen bedeckt von einer Kapuze und einem Mundschutz, wie sie sonst nur Ärzte im OP trugen.

»Moment«, erklärte der Mann. »Wir sind hier noch nicht durch. Warte oben im Bus bis die Videoaufnahmen fertig sind.« Erst jetzt bemerkte er Ben. »Und wer sind sie?«

»Hauptkommissar Engelhardt.«

Der Mann blickte seinen neuen Kollegen von oben bis unten an. »Ach sie sind das.«

Engelhardt schaute stirnrunzelnd zu dem Mann auf. Obwohl er sich selbst nicht zu den Zwergen zählte, kam er sich gegenüber diesem Hünen wie ein solcher vor. »Kennen wir uns?« fragte er.

»Wie kommen sie darauf?«

»Weil das, was sie eben sagten, darauf schließen lässt. Außer, mein hervorragender Ruf wäre mir voraus geeilt.«

Der Mann blickte ihn scharf an.

»Darf ich vorstellen«, hörte er in diesem Moment Guidos Stimme neben sich, »Oberkommissar Lutz Bergmann von der Spurensicherung. Ein Mann mit einer Unmenge außergewöhnlicher Fähigkeiten und einer seltenen Art von Humor.«

»Verpiss dich.« Bergmann funkelte ihn an.

»In Ordnung«, antwortete Johannson, »wenn wir vielleicht vorher einen kleinen Blick riskieren dürften?«

Der Mann von der Spurensicherung nickte widerwillig. »Aber bleibt mir an der Tür. Wenn ich hinterher auch nur eine Spur eurer DNA in dem Raum finde, reiße ich euch den Arsch auf.«

»Ich hoffe, du meinst das ernst.« Guido grinste seinen Kollegen süffisant an.

Bergmann zog hörbar die Nase hoch und stapfte wortlos die Treppe hinauf.

»Ist der immer so?« fragte Engelhardt.

Johannson schüttelte den Kopf. »Erst seit er seine Frau kürzlich mit einem anderen Mann in flagranti im Bett erwischt hat.«

»Wie unangenehm.« Aber immer noch besser als sie sterben zu sehen, dachte Ben dabei. Er merkte, wie sich sein Magen verkrampfte und versuchte sich mit aller Macht dagegen zu stemmen. »Wie sieht es aus?« fragte er stattdessen. »Sind sie bereit, sich den Vormittag zu verderben?«

»Meinen Sie, sie sind dem da gewachsen?« Mit dem Arm wies Guido auf die offene Tür vor ihnen.

5.

Johann

Engelhardt blickte auf den Toten, der immer noch aufrecht in seinem Stuhl saß. An Händen und Füßen gefesselt starrte er mit weit aufgerissenen Augen ins Leere. Sein Gesicht hatte einen schrecklichen, fast purpurnen Farbton. Die Lippen waren zusammen gepresst, nahezu schwarz. Mehrere klaffende Wunden zogen sich über Wangen und Nase. Die Augenbrauen und Ohren hingen teilweise abgetrennt von Kopf und Gesicht. Die Kehle war vom einen zum anderen Ende mit einem dünnen, aber gleichzeitig messerscharfen Gegenstand durchtrennt worden. Überall am Hals und auf dem Hemd des Toten befand sich geronnenes Blut.

Ben stieß bei dem Anblick hörbar die Luft aus. *Eine Garotte* durchfuhr es ihn. Der Kerl hat ihn tatsächlich mit einer Garotte erwürgt.

Ein langsamer und unvorstellbar grausamer Tod. Dem Opfer wurde buchstäblich Stück für Stück die Luft abgedrückt, während parallel ein feiner dünner Metalldraht langsam den Hals durchschnitt. Zumindest würde dies die Verfärbung im Gesicht des Toten erklären. Ihm wurde übel. Schnell senkte er den Blick noch tiefer. Erst jetzt bemerkte er, dass die Leiche bis auf das Hemd vollständig entkleidet war. Ben erkannte sofort, dass an der Stelle, wo normalerweise die Genitalien eines Mannes zu finden waren, sich nur noch Fetzen dunkelroten blutigen Fleisches befanden.

Was hatte Guido vorhin zu ihm im Auto gesagt?

»...Anschließend hat man ihn mit einer glühenden Zigarre geblendet und bei lebendigem Leibe kastriert...« Ben musste zugeben, dass Johannson mit seiner Serientätertheorie eventuell richtig liegen könnte. Bis auf die Augen.

»Verdammt, ich glaube, ich muss kotzen.«

Engelhardt sah in das leichenblasse Gesicht seines Kollegen. »Vielleicht sollten wir das Video abwarten.«

Schnell verließen beide den Raum und stiegen die Treppe hinauf. Im Flur tippte Ben Guido auf die Schulter.

»Ich würde mir gerne noch den Rest des Hauses ansehen. Wenn du willst, kannst du einen Moment vor die Tür gehen.« Instinktiv hatte er die persönlichere Form der Anrede gewählt.

Johannson nickte. »Aber frag vorher nach ein paar Sohlenschützern.«

Während Guido nach draußen rannte, um sich dort neben den Büschen lauthals zu übergeben, ließ sich Ben von einem weiteren, äußerst freundlichen, Kollegen der Spurensicherung die Überzüge geben. Er wusste, dass im Zeitalter der DNA – Analyse jede noch so winzige Verunreinigung eine falsche Spurendeutung nach sich ziehen konnte. Jede Epithelzelle, jede Mikrofaser war von Bedeutung. Daher erwies es sich als unabdingbar, Beamte oder gar Ärzte erst nach Sicherung der Spurenlage an den vermeintlichen Tatort zu lassen.

Ben schlenderte jetzt in Richtung des Wohnzimmers, das er vorhin nur vom Flur aus gesehen hatte. Erneut fiel ihm die Küche auf. Fast schien es, als befinde er sich in einem keimfreien sterilen Raum. Kein Staubkörnchen, keine Essensreste zwischen den

Herdplatten, nichts. Wie kann man nur so immun leben, dachte er.

Noch einmal blieb er einen Moment lang vor dem Bild im Flur stehen. Trotz der grausamen Verstümmelungen erkannte Ben den Toten auf dem Foto wieder.

Erneut betrat er das Wohnzimmer. Überall schien peinlichst Ordnung zu herrschen und Ben wurde das Gefühl nicht los, sich in einem Museum für Geschmacksverirrungen der Sechziger Jahre zu befinden. Er schüttelte verwirrt den Kopf. Ein paar beige Cordsessel standen in der Mitte des Raumes, zentimetergenau ausgerichtet vor einem ausziehbaren, quadratischen Tisch aus dunklem Holz. Er warf einen Blick auf den Parkettboden zu seinen Füßen. Kein Staubkorn, keine Fußabdrücke – nichts, was auch nur ansatzweise den Glanz des Holzes getrübt hätte. Links von ihm standen mehrere Schilfblüten in einem überdimensionalen ziegelfarbenen Übertopf. Ansonsten schmückten nur ein paar Bilder das Weiß der Raufasertapete, mit der auch die übrigen Wände des Zimmers beklebt waren.

Auf allen Fotos war nur eine einzige Person zu sehen, mal als Soldat, mal in grüner Jagduniform oder am Strand. Aber, und das war das Auffallende, Capell war immer allein.

Bis auf das Foto im Flur.

Jetzt nahm er den massigen Eichenschrank in Augenschein, der fast die ganze rechte Wandseite beanspruchte, und trat ein paar Schritte darauf zu. Das erste, was ihm auffiel, waren die vielen Bücher. In der oberen Reihe fand Ben mindestens drei Dutzend Einbände von der antiken Schwertkunst, bis hin zu modernen Tötungsinstrumenten unserer Zeit. Anscheinend war Capell ein Waffennarr.

Gleich darunter, ordentlich nebeneinander, lagen mehr große Folianten über bedeutende Kathedralen, Burgen und Tempel.

Engelhardt beugte sich nach unten, um einen Blick auf die unterste Buchreihe zu werfen. Augenblicklich runzelte er die Stirn. Was er hier fand, wollte so gar nicht in das, wenn auch noch grobe Bild passen, welches er sich bis jetzt von dem Toten gemacht hatte.

»Können wir?« fragte in diesem Moment jemand hinter ihm.

Ben richtete sich ächzend auf und blickte seinen neuen Kollegen an. Johannson schien immer noch um einige Nuancen blasser als vorhin im Präsidium. Mit einem Taschentuch wischte er sich mehrere undefinierbarkeiten aus den Mundwinkeln.

»Sind die Kollegen etwa schon soweit?«

Guido nickte. »Wir warten nur noch auf dich.«

Gemeinsam verließen sie die Wohnung Richtung Straße. Draußen parkte ein dunkler VW Bus, ausgerüstet mit den unterschiedlichsten technischen Hilfsmitteln zur Auffindung von Spuren, in dem sich unter anderem auch eine komplette Videoanlage befand.

»Was wollt ihr zuerst sehen?« fragte Bergmann, als beide neben ihm Platz genommen hatten.

»Den Tatort natürlich«, sagte Guido. »Übrigens: wo ist Knuthsen?«

»Der ist schon wieder verschwunden. Hatte noch einen anderen Termin. Wahrscheinlich bringt er seinen Assistenzärzten in der Pathologie wieder einmal das gepflegte Kotzen bei.«

Guido wandte sich wieder an Engelhardt. »Dr. Knuthsen ist unser Pathologe.«

»Dachte ich mir schon.« Ben nickte. »Ich hätte da übrigens ein kleines Anliegen«, meinte er an Bergmann gewandt. »Würde es ihnen etwas ausmachen, wenn wir uns zuerst die anderen Räume betrachten?«

Die beiden anderen Kriminalbeamten blickten sich erstaunt an.

»Ist ihnen übel?« fragte Bergmann. »Oder interessiert Sie die Freakshow etwa nicht mehr?«

Engelhardt schüttelte den Kopf. »Das ist es nicht«, meinte er, »aber mir ist vorhin im Wohnzimmer etwas aufgefallen, was ich gern bestätigt haben möchte.«

»Und was wäre das?« fragte Guido

»Geomantie.«

»Nie gehört. Was ist das?«

»Erdstrahlen«, entgegnete Bergmann leicht spöttisch. »Im Einklang mit den Energien der Erde leben. Haus- und Standortanalyse, Untersuchung von Elektromog, gesundes Wohnen etc. etc. Sie kennen den ganzen esoterischen Scheiß. Wenn Sie mich fragen....«

»...Ich frage sie aber nicht.« Bens Stimme klang butterweich. »und wenn sie jetzt bitte so freundlich sein wollen?«

Bergmann wandte sich wortlos der Anlage zu.

Während das Videoband nach vorn spulte, sprach keiner der drei Männer ein Wort. Ab und zu blinzelte Guido zu Ben herüber, und signalisierte damit ein stilles Einverständnis. Fast schien es so, als wenn sich sein neuer Kollege darüber freute, dass Engelhardt sich Bergmann gegenüber durchgesetzt hatte.

Bergmann stoppte das Band und drückte die Play – Taste.

»Hier«, bedeutete er. »Wie sie sehen, alles blitzblank.« Die Kamera wanderte durch die geräumige Küche, Richtung Schränke. Benjamin erkannte zwei Hände, die in Latexhandschuhen steckten und die einzelnen Laden öffneten. Überall das gleiche Bild. Ordentlich gestapelte Teller, Tassen und diverse Küchengeräte. Bis auf einen offensichtlich pedantischen Sauberkeitswahn, nichts Auffälliges.

Die Kamera verließ die Küche, Richtung Wohnzimmer. Obwohl er das Zimmer inzwischen kannte, verfolgte Ben jede Bewegung. Besonders interessierte ihn der Schubladeninhalt des Schrank. Doch außer ein paar Keksdosen und mehreren Flaschen Cognac waren diese leer.

»Ich dachte, da wäre vielleicht noch mehr.« Etwas enttäuscht zuckte Ben mit den Schultern.

Die Kamera wanderte nun die Treppe hinauf ins Schlafzimmer. Die Bettdecke hing sorgfältig an den Ecken gefaltet über das Bettende, das Kissen darüber. Wieder waren die Latexhände zu sehen. Diesmal zogen sie an den Laden des Nachttischchens und die Beamten im Wagen begutachteten eine Unmenge an Socken, Shorts und weißen Unterhemden. Als nächstes kam der Kleiderschrank an der Reihe. Die Beamten sahen jetzt eine Reihe Anzüge, fein säuberlich gebügelte und farblich sortierte Hemden in Reih und Glied.

Danach streifte die Kamera über eine Glasvitrine unter dem Fenster. Benjamin brauchte einen Moment, um zu erkennen, dass es sich bei den Gegenständen darin um abgeschliffene Kiesel handelte. Manche davon waren zu einem perfekten Kubus geformt worden, andere waren fast unbearbeitet geblieben und trugen Züge von Gesichtern.

»Capell war wohl nicht sonderlich beliebt«, äußerte Bergmann.

Guido blickte ihn fragend an. »Wie kommst du darauf?«

Bergmann deutete mit einem Kugelschreiber auf die Mattscheibe vor ihnen. »Jemand, der so etwas herstellt, besitzt für mich eine eindeutig neurotische Veranlagung. Und die gehen ihrer Umwelt meistens und gehörig auf die Nerven. Ihr müsst euch nur mal seinen Schreibtisch unten im Keller ansehen. Ich bin kein Psychologe, aber der Typ war mit Sicherheit krank.«

»Was ist mit seinem Schreibtisch?« Ben war nun sehr neugierig.

»Vielleicht wäre es ja doch besser gewesen, ihr hättet euch zuerst den Tatort angesehen.« Bergmann sah sie mit einem triumphierenden Lächeln an. »Auf seiner Schreibtischunterlage und in seinen Papierkörben sind überall kleine Zettel mit Quadraten, Dreiecken und anderen Mustern abgebildet. Und nicht nur dort. In jedem Papierkorb oder Mülleimer liegen diese Dinger. Jemand, der so etwas tut, steht meiner Meinung nach auch noch unter einem krankhaften Ordnungszwang. Und den behält er in den seltensten Fällen für sich.«

»Und ist damit auch kein besonders nachsichtiger Vorgesetzter.«

»Wie kommen Sie darauf?« Bergmann schien verblüfft.

»Nun«, meinte Ben und lächelte », ich habe mir die Bilder im Flur angesehen.«

Bergmann nickte. »Gar nicht schlecht für ein Landei. Ich werde....«

»Du wirst jetzt den Film weiter laufen lassen.« Guido, dem die Frotzeleien seines Kollegen offenbar auf die Nerven gingen, schlug jetzt einen schrofferen Ton an.

»Einen Moment die Herren.« Bergmann tippte beleidigt mit seinem Zeigefinger auf die Rückspultaste.

Ob der wohl in einem Fernkurs für Arschlöcher gelernt hat, sich so aufzuführen, dachte Engelhardt und merkte, wie seine Hände anfangen zu zittern. Lange hielt er es nicht mehr aus. Entweder würde er bald einen Tropfen Alkohol brauchen oder seine Seelenröster. Ben entschied sich für die zweite Möglichkeit, denn die trug er immer in seiner Tasche mit sich.

Unter dem Vorwand kurz austreten zu müssen, verließ er den Bus. Hinter einem Haselnussstrauch im Garten schluckte er zwei Tabletten auf einmal trocken herunter und lief dann zurück. Doch kurz vor dem Bus stoppte er. Einer inneren Stimme folgend wanderte er stattdessen noch einmal um das ganze Haus. Tatsächlich. Auch die Fenster auf der Rückseite des Hauses waren komplett mit Gitterstäben versehen.

Als er den VW wieder betrat, erkannte er einen Mann, der vorher noch nicht da war.

»Darf ich vorstellen, Hauptkommissar Engelhardt«, sagte Guido und wies auf Ben. »Dies ist Staatsanwalt Doktor Mathiesen.«

Engelhardt blickte seinen neuen Vorgesetzten an. Mathiesen hatte pechschwarzes kurzes Haar, welches an den Schläfen bereits ergraute, und trug eine Nickelbrille. Ben schätzte ihn nur wenig älter als er selbst. Das nächste, was ihm auffiel, waren die unzähligen Aknenarben im Gesicht des Staatsanwaltes und der sündhaft teure Anzug. Mathiesen trug einen schwarzen Zweireiher, samt weißem Hemd, Krawatte und goldener Nadel. Darüber einen braunen Kamelhaarmantel mit einem cremefarbenen Mohair Schal. Engelhardt hasste diese geleckten Typen in teuren Anzügen, die ihre Arbeit dazu benutzten, schnöden Mammon anzuhäufen und sich zu profilieren. Und genauso sah dieser Mathiesen aus.

Trotzdem hielt er brav seine Rechte hin.

»Herzlich Willkommen.« Der Staatsanwalt besaß eine warme angenehme Stimme, die im krassen Widerspruch zu seinem Äußeren stand. »Hatten sie schon die Möglichkeit, etwas von unserem schönen Städtchen zu sehen?«

»Leider nicht«, antwortete Ben etwas irritiert.

»Glauben sie mir, wenn ich ihnen sage, dass es hier wesentlich mehr zu sehen gibt als ausgeweidete Fische und Industrieruinen?«

»Ich habe niemals angenommen, dass Flensburg eine tote Stadt ist. Wie gesagt, bis jetzt hatte ich«

»Wissen sie, was die Leute von dieser Gegend hier sagen?« mischte sich Bergmann ein.

»Was sagen denn die Leute?« Ben merkte, wie die Tabletten zu wirken begannen und sich sein ganzer Körper entspannte.

»Wir sind hier zwar nicht am Arsch der Welt, aber wir sehen ihn schon.«

»Wie interessant. Was verleitet sie zu der Annahme?«

»Unter anderem: sie.«

»Ich? Wieso?«

»Jemand, der sich freiwillig in diese Gegend versetzen lässt, muss entweder komplett bescheuert sein oder irgendwo ein faules Ei fallen gelassen haben.«

Eins musste man Bergmann lassen. Der Mann war nicht dumm. »Sind sie denn von hier?« fragte er.

»Ich bin aus Eiderstedt, wieso?«

»Wo ist ihr faules Ei?«

Während Guido neben ihm lauthals losprustete, sah Bergmann ihn einen Moment lang fassungslos an. Dann, nach ein paar Sekunden wandte er sich mit hochrotem Gesicht an den Staatsanwalt. »Dr. Mathiesen«, polterte er los, »muss ich mir das bieten lassen? Dieser Mensch ist noch keine drei Stunden hier und...«

»Engelhardt hat Recht. Wieso provozieren Sie ihn? Es wird seine Gründe haben, warum er sich nach Flensburg versetzen lassen hat.« Die Stimme des Staatsanwalts klang auf einmal beißend. »Können wir uns jetzt bitte unserem Fall zuwenden?«

Bergmann tippte erneut auf die Play - Taste. Obwohl stumm, merkte man ihm seine Wut deutlich an.

Ein paar Sekunden später zeigte das Band den Tatort. Erneut blickten sie auf die entstellte Leiche von Johann Capell. Benjamin hörte, wie Mathiesen neben ihm die Luft ausstieß. »Mein Gott, wer tut so etwas?« Auch ihn schien der Anblick nicht kalt zu lassen.

Guido nickte. »Und vor allen Dingen warum?«

»Das ist die Frage, die es zu klären gilt.« Ben wandte seinen Blick auf den Bildschirm. Inzwischen war die Kamera weiter gewandert und zeigte jetzt den gefliesten Fußboden vor der Leiche. Überall um den Stuhl herum lag getrocknetes Blut. Engelhardt bemerkte jetzt auch ein paar dicke Fliegen, die lautlos um die Lache herumschwirrten.

»Was ist mit Fingerabdrücken?« fragte er an Bergmann gerichtet.

»Nur die des Opfers und seiner Haushälterin. Letztere sind übrigens im ganzen Haus verteilt. Ich habe ihre Abdrücke genommen, bevor man sie mit einem Schock ins Krankenhaus eingeliefert hat. Sie passen. Außerdem haben wir den Abdruck einer Schuhsohle und ein paar Haare.«

»Wo?« Guido blickte ihn erstaunt an.

»Wo, was?« fragte Bergmann. »Die Haare oder den Abdruck?«

»Beides natürlich.« Mathiesen schüttelte genervt den Kopf

»Hinter dem Toten. Warten sie, es kommt gleich.«

Im selben Moment zeigte das Bildaufnahmegerät Capell von hinten. Wäre Ben nicht eines besseren belehrt worden, man hätte den Toten aus dieser Position heraus auch für einen Mann halten können, der auf einem Stuhl sitzend in die Ferne blickt. Denn, so wie es aussah, war Capell ausschließlich im vorderen Körperbereich misshandelt worden. Das einzig Irritierende an dieser makabren Grotteske war nur, dass der Entseelte von der Hüfte an, nackt auf seinem Stuhl saß.

Ob das etwas zu bedeuten hat? dachte Ben, während die Kamera nach unten wanderte.

»Sehen sie, dort.« Bergmann wies mit seinem rechten Zeigefinger auf den Fußboden hinter der Leiche. Deutlich war die vordere Hälfte eines Schuhabdruckes zu erkennen.

»Von hier aus würde ich sagen, es ist ein Sportschuh«, äußerte Engelhardt.

»Du meinst wegen der runden Noppen?« fragte Guido

Ben nickte und wies auf den vorderen Teil des Schuhs, wo deutlich ein spiralförmiger Abdruck zu erkennen war.

»Haben sie schon einen Abguss genommen?« erkundigte sich Mathiesen an den Beamten der Spurensicherung gewandt.

Bergmann nickte. »Die Haare fanden wir genau daneben.«

»Was ist mit dem Rest des Hauses?«

»Dort haben wir natürlich etwas. Haare, Hautzellen. Das ganze Programm.«

»Welche Farbe?« Ben spürte ein wohliges Prickeln unter der Kopfhaut. Das war meistens der Fall, wenn das Medikament seine vollständige Wirkung ausschüttete.

»Die Haare? Dunkelbraun bis schwarz. Wahrscheinlich ebenfalls von seiner Kurtisane. Der Rest grau. Vermutlich vom Toten selbst. Genaueres erst nach der Analyse.«

»Ich meinte eigentlich die im Keller.«

»Oberflächlich betrachtet würde ich sagen, sie besaßen dieselbe Farbe.«

»Das würde heißen, dass sich der Mörder im Haus umgesehen hat, bevor oder nachdem er Capell ermordete«, vermutete Mathiesen.

Ben nickte. »Oder im Haus ein- und ausging. Was bedeutet, dass Capell seinen Mörder gekannt haben könnte.«

»Möglich ist alles.« Mathiesen erhob sich und blickte zu Bergmann. »Haben sie sonst noch etwas?«

»Reifenspuren von zwei verschiedenen Fahrzeugen. Wie gesagt, genaueres erst morgen Früh.« Er hob entschuldigend die Schultern. »Wollen sie den Rest des Zimmers nicht auch noch sehen?«

Guido schüttelte den Kopf. »Nein. Ich gehe vielleicht heute Nachmittag mit Engelhardt noch einmal rein und sehe mir das ganze aus der Nähe an.«

»Eine hervorragende Idee.« Ben sah auf. »Kann mir jemand sagen, in welches Krankenhaus die Haushälterin eingeliefert wurde?«

»Diakonie«, antwortete Bergmann.

»Ist sie ansprechbar?«

»Fragen sie den zuständigen Arzt.« Der Beamte zuckte mit den Achseln. »Können wir

jetzt die Leiche abtransportieren?« fragte er an den Staatsanwalt gewandt.

»Wie weit sind sie mit der Spurensicherung?«

»So gut wie fertig. Außer besagten Fuß- und Fingerabdrücken beziehungsweise den Haaren haben wir nichts gefunden. Der Rest ergibt sich hoffentlich im Labor.«

»Gut, dann schaffen sie den Mann oder das, was von ihm übrig ist, zur Obduktion.« Mathiesen erhob sich. »Ich habe mit dem Leiter Ihrer Dienststelle eine Sitzung für heute Nachmittag um fünf im Präsidium abgesprochen.« Er nickte den Dreien zu und verschwand in Richtung eines Porsche Targas, der quer über den Bordstein geparkt stand.

Auch Guido erhob sich jetzt. »Wenn du noch etwas finden solltest, meine Nummer hast du.« Er nickte Bergmann kurz zu. »Kommst du?« fragte er Ben.

Engelhardt, der die ganze Zeit über neben dem Staatsanwalt gestanden hatte, öffnete die Tür des Busses.

»Wo fahrt ihr hin?« fragte Bergmann.

Ben sah ihn verdutzt an »Dreimal dürfen sie raten.«

»Wenn ich es wüsste, würde ich nicht fragen.«

»Natürlich ins Krankenhaus, wohin sonst?« Guido schüttelte verständnislos den Kopf.

6.

Beobachtungen

Der Mann stand mitten in dem kleinen Pulk, der sich rund um den Tatort gebildet hatte. Lächelnd und unauffällig hinter einem älteren Ehepaar, das sich lautstark über die offensichtliche Inkompetenz der hiesigen Polizeibehörde unterhielt.

Still stand er da und lächelte. Er wusste, dass nichts und niemand ihn jemals aufhalten würde.

Auch nicht der Mann, in dessen Haus er vor Wochen eingedrungen war und der jetzt hektisch zwischen all den anderen Beamten herumrannte und wahrscheinlich ahnte, wer es war, der die Bestie gerichtet hatte. Er lächelte, weil er trotz der Entfernung die nackte Panik in seinen Augen erkannte. Wenn er zwischen all den Leuten stand, das Entsetzen in ihren Augen sah, sogar förmlich riechen konnte, überkam ihn ein wohliger Schauer, der ihn über alle Maßen erregte. Er würde sich bald irgendwo in einem Gebüsch oder im Wald befriedigen müssen, um nicht innerlich zu bersten.

Es war eben wie immer, wenn er es getan hatte.

7.

Gunda

Als die beiden Beamten das Krankenzimmer betraten, blickte Engelhardt einigermaßen erstaunt auf das Bett vor ihm. Die Frau, die dort lag, schien wesentlich jünger, als er gedacht hatte, und nur wenig in ihrem Gesichtsausdruck ließ auf das fürchterliche Erlebnis von heute Morgen schließen.

Neugierig begann er sie zu mustern. Ende Zwanzig, dunkles, kurz geschnittenes Haar, und für seinen Geschmack ein wenig zu korpulent.

Guido ergriff als erster das Wort. »Guten Tag, das ist Hauptkommissar Engelhardt und mein Name ist Johannson. Wir sind von der Polizei. Dürfen wir sie einen Moment sprechen?«

»Ich habe mich schon gefragt, wann sie kommen würden.« Gunda Nielsens Stimme klang überraschend fest.

»Nun, bei einem Kapitalverbrechen sind die ersten drei Tage immer die entscheidenden. Danach erweist es sich in der Regel als wesentlich schwieriger, einen Täter festzunehmen.« Guido lächelte freundlich.

Die Frau nickte. »Wenn sie jetzt so freundlich wären, ihre Fragen zu stellen. Ich fühle mich nicht besonders.«

»Natürlich, natürlich«, beeilte sich Johannson, runzelte dabei aber leicht die Stirn. »Sie haben ihren Chef heute Morgen gefunden. Um welche Uhrzeit war das?«

»Es war genau viertel nach Sieben.«

Guido schien überrascht. »Woher wissen sie das so genau?«

»Ich habe auf die Uhr in der Küche gesehen. Das tue ich meistens, um festzustellen, ob ich pünktlich bin.«

Guido nickte. »Was haben sie vorher getan?«

»Ich bin aufgestanden, habe gefrühstückt und bin dann auf kürzestem Wege mit dem Bus nach Drei.«

Drei? Was für ein merkwürdiger Ortsname. Ben schüttelte lächelnd den Kopf.

»Das meine ich nicht. Was haben sie vorher im Haus gemacht? Vielleicht geputzt oder gesaugt?«

»Ach so. Nein. Nichts dergleichen. Ging auch gar nicht, da es so merkwürdig gerochen hat. Ich bin ins Haus und habe sofort gewusst, dass hier etwas faul ist.«

Faul ist der richtige Ausdruck, dachte Engelhardt, der im Augenblick noch bewusst Guido die Führung des Gespräches überließ. Er wollte sehen, wie sein neuer Kollege arbeitete.

»Als sie das Haus betraten, war die Alarmanlage aus - oder eingeschaltet?«

»Sie war aus.«

Johannson nickte. »Und dann sind sie sofort hinunter in den Keller?«

»Nein. Normalerweise ist Herr Capell um diese Uhrzeit immer zu Hause, daher habe ich nach ihm gerufen. Als ich keine Antwort bekam, bin ich im Haus herumgewandert und habe ihn gesucht. Erst später habe ich gemerkt, dass der Geruch nur aus dem Keller kommen konnte und bin hinunter gegangen.«

»Wie viel später?« fragte Engelhardt jetzt doch.

Die Frau sah ihn einen Augenblick lang irritiert an. »Vielleicht fünf Minuten.«

»Stand die Tür zu seiner Werkstatt offen?«

Erneut entstand eine Pause. »Ich glaube, sie war geschlossen«, antwortete die Frau dann.

»Angelehnt oder geschlossen?«

»Sie war verschlossen. Ich musste sogar den Schlüssel von außen herumdrehen um hinein zu gelangen. Warum fragen sie so genau?«

»Weil wir an der Klinke bestimmt Fingerabdrücke, beziehungsweise Hautpartikel, finden werden.«

»Darf ich ihnen in dem Zusammenhang eine Frage stellen?« fragte die Frau neugierig. »Ich habe mich schon immer gefragt, wie man anhand winziger Spuren einen Täter entlarven kann.«

»Spielen sie auf den so genannten genetischen Fingerabdruck an?« fragte Guido Gunda Nielsen nickte.

»Nun«, antwortete Johannson, »die DNA, also das Material, aus dem unser aller Erbgut besteht, ist äußerst robust. Für uns ist das ein Glücksfall, denn fast jeder Bösewicht hinterlässt am Ort seines Verbrechens Hautreste, Speichel, Haare oder Fingerabdrücke. Diese können auch nach Jahrzehnten immer noch zur Klärung eines ungelösten Falles herangezogen werden. Eine Nadelspitze Täterzellen genügt dabei, um ihn zu überführen. Diese werden dann zur DNA-Datenbank nach Wiesbaden geschickt. Dort sind alle Formeln, auch ungeklärter Straftaten, gespeichert.«

»Interessant. Ist jetzt meine DNA dort auch gespeichert?«

»Warum sollte sie?« fragte Benjamin.

»Weil ich dort war.«

Johannson schüttelte den Kopf. »Natürlich schicken wir auch ihre DNA nach Wiesbaden. Allerdings wird ihre Formel sofort gelöscht, sobald man feststellt, dass sie dort nicht archiviert sind.«

Ben runzelte die Stirn über das plötzliche Interesse der Frau für Spurensuche. »Was taten sie als nächstes?«

»Ich bin sofort hoch gerannt und habe die Polizei verständigt.«

Eine merkwürdige Frau, dachte Engelhardt. Kein bisschen eingeschüchtert, keine Spur irgend eines seelischen Ungleichgewichts. »Sie sagten eben«, fragte er, »dass sie jedes Mal, wenn sie im Haus waren, auf die Uhr geschaut haben, um zu sehen, ob sie pünktlich mit der Arbeit beginnen?«

»So ist es.«

»In dem Zusammenhang wüsste ich gern etwas mehr über das Verhältnis zu ihrem Chef?«

»Herr Capell war relativ freundlich zu mir, wenn sie das meinen. Allerdings habe ich ihm auch nie Anlass zur Unzufriedenheit gegeben.«

»Hatten sie eine Affäre?«

»Nein!« Sie sah ihn brüskiert an. »Davon abgesehen hätte er mein Vater sein können.«

Ben hob die Hand. »Ich entschuldige mich für diese Frage. Trotzdem interessiert es mich, was ihr Chef für ein Mensch war.«

»Er war ungewöhnlich ernst, besaß keine Freunde und ging auch so gut wie nie aus.« Während sie sprach, blickte Gunda Nielsen an den beiden Männern vorbei aus dem Fenster. »Wenn ich so darüber nachdenke, habe ich in der Zeit, in der ich für ihn gearbeitet habe, niemanden außer ihm selbst im Haus gesehen.«

»Lag das an ihm oder haben ihn die Leute aus einem bestimmten Grund gemieden?«

»Ehrlich gesagt glaube ich, dass niemand ihn mochte, weil *er* die Menschen gemieden hat.«

»Was war mit ihnen?«

»Mit mir? Nun, wir haben sehr wenig geredet. Ich habe meine Arbeit erledigt und mich um nichts weiter gekümmert.«

»Wie lange haben sie für Capell gearbeitet?« fragte Guido.

»Etwa ein halbes Jahr.«

»Und wie sind sie an den Job gekommen?«

»Durch ein Inserat. Capell suchte eine Haushaltshilfe. Und da ich gelernte Köchin bin, habe ich mich eben beworben.«

Ben nickte. »War er korrekt in den Dingen, die er tat?«

»Was meinen sie?«

»Nun, war er ein penibler Mensch, war er pedantisch oder mussten sie ständig hinter ihm herräumen?«

Die Frau verkniff sich ein Lächeln. »Pedantisch ist wohl der richtige Ausdruck.«

Meistens musste ich das komplette Haus zwei- bis dreimal säubern.«

»Kam ihnen das nicht merkwürdig vor?«

Sie zuckte mit den Achseln. »Warum? Er hat mich schließlich bezahlt.«

»Hat Capell ihnen gezeigt, wie man derart mustergültig Bettdecken faltet?« fragte Ben.

Sie nickte und blickte dabei Gedanken verloren aus dem Fenster. »Er hat mir so einiges gezeigt.«

»Zum Beispiel?«

»Bitte?« Sie wandte den Blick und starrte Ben einen Moment lang erschrocken an.

»Was sagten sie eben?«

»Was er ihnen noch gezeigt hat?«

Die Frau schloss einen Moment die Augen. »Können wir ein anderes Mal darüber reden?« fragte sie dann. »Mir geht es nicht besonders. Außerdem kommt gleich eine Schwester, die mir etwas zum Einschlafen geben wird.«

»Natürlich«, antwortete Ben. »Nur noch eine Frage, wenn sie gestatten. Wann hat Capell eigentlich die Gitterstäbe vor seinem Fenster anbringen lassen?«

Sie wog den Kopf, bevor sie antwortete. »Ungefähr vor vier Wochen. Habe mich die ganze Zeit schon gewundert, warum er das macht.«

»Haben sie ihn danach gefragt?« Johansson sah die Frau scharf an.

»Nein.«

»Und warum nicht?«

»Weil es mich nichts anging.«

»Sie hat gelogen«! Guido stieg in den Wagen und warf die Autotür zu.

»Hast du das auch bemerkt?«

»Von Schock kann gar keine Rede sein.« Johansson startete den Motor und fuhr zurück in Richtung Präsidium. »Die wusste genau, was sie sagt, und war auf unsere Fragen absolut vorbereitet.«

»Du sagst es. Außerdem zeigt sie keinerlei Begleiterscheinungen, die für einen Schock typisch sind. Sie ist ansprechbar, hat keinerlei Schweißausdünstungen, sie ist weder blass, noch ist ihr schwindelig.« Ben lehnte sich zurück. »Und warum ihr plötzliches Interesse für unsere DNA- Datenbank?«

Guido nickte. »Wann ist eigentlich der Notruf heute Morgen eingegangen?«

»Ein weiterer Punkt. Laut Dienststelle um Sieben Uhr Fünfzig.«

»So groß ist das Haus nicht. Wenn sie also um Sieben Uhr Fünfzehn zur Tür rein getrabt ist, kann sie nicht mehr als eine Viertelstunde gebraucht haben um Capells Leiche zu finden.« Ben fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Ihm war trotz der feuchten Kälte draußen im Wagen heiß geworden. »Also frage ich mich, was sie zwischen halb Acht und Zehn vor getan hat?«

»Wollen wir umkehren und sie fragen?«

Engelhardt winkte ab. »Später. Wenn sie Medikamente bekommt, wird sie für die nächsten Stunden kaum ansprechbar sein. Nebenbei bemerkt glaube ich nicht, dass sie es war.«

»Du meinst, weil Capell schon lange tot war, als sie das Haus betrat?«

»Auch. Außerdem ist sie eine Frau und Capell ein Mann von beachtlicher Größe.«

»Trotzdem weiß sie mehr, als sie uns sagt.«

»Ohne Zweifel. Ich werde die gute Frau mal ein wenig näher unter die Lupe nehmen lassen. Außerdem wette ich, dass die Haare hinter der Leiche von ihr stammen.«

»Genau das denke ich auch. Auf jeden Fall, wird uns Frau Nielsen noch eine Menge an Fragen zu beantworten haben.«

Ben nickte. Dann fuhr er mit dem Finger über die beschlagene Scheibe des Seitenfensters und sah hinaus. Es hatte angefangen zu regnen. Trotz der Tabletten, schien alles um ihn herum um ein paar Nuancen grauer als noch heute Morgen und der aufkommende Nebel von der See tat sein übriges um Engelhardts Stimmung nach unten zu drücken. Am liebsten hätte er in seine Tasche gegriffen und...

»Ich denke, dass Beste ist, wir fahren erst einmal zum Revier zurück. Schließlich wissen noch nicht mal alle, dass du hier bist.«

Ben sah seinen Kollegen an. »Sag mal, ist dir eigentlich sonst noch etwas an dem Toten aufgefallen?«

»Seine Eier sind weg.«

»Meinst du, der Täter hat sie mitgenommen?«

»Ich habe sie jedenfalls nirgendwo entdecken können, und Euer netter Kollege hat auch nichts davon gesagt, dass sie irgendwo als Wandzierde dienen.« Engelhardt blickte nach vorn und erkannte das Polizeigebäude.

Sie parkten den Wagen auf dem Hinterhof und stiegen aus. Draußen war es bitterkalt.

»Oberrat Nissen hat sein Büro im zweiten Stock. Soll ich mit hinauf kommen und dich vorstellen?« fragte Guido als sie im Treppenhaus standen.

Ben schüttelte den Kopf. »Sieh lieber zu, dass du nicht allzu viel von der Dienstbesprechung verpasst.«

Nachdem Guido ihn verlassen hatte, lief Ben die Treppe hinauf und fragte sich zum Büro seines zweiten neuen Vorgesetzten durch.

Vorsichtig klopfte er an die mit verschnörkeltem Griff aus Goldimitat verzierte Hartholztüre.

»Herein.«

Ben drückte die Klinke und trat einen Schritt nach vorn. Sofort versanken seine Füße in dem weichen und flauschigen Abgrund eines schneeweißen Flokatis.

»Guten Tag«, setzte er an und lächelte höflich, »mein Name ist Engelhardt.« Er sah durch das Zimmer in Richtung Fenster. Ein kleines, dünnes Männchen hinter einem dunklen Schreibtisch aus Eiche blickte zu ihm auf. Ben fiel als erstes die blasse, fast gelblich wirkende Hautfarbe des Mannes auf, der in Zukunft sein direkter Vorgesetzter sein würde. Sein dünnes, fast weißes Haar stand wirr nach allen Seiten und hinterließ den Eindruck schon seit Tagen keinen Kamm mehr berührt zu haben. Engelhardt senkte leicht den Blick um den Rest seines neuen Vorgesetzten in Augenschein zu nehmen und stellte fest, dass sein Gegenüber in einem offensichtlich viel zu großen, grauen Anzug steckte. Außerdem standen mehrere Knöpfe seines ehemals weißen Hemdes offen und gaben den Blick auf eine unbehaarte, ebenfalls weiße, Brust frei.

Gegen den bin ich ein Beau dachte Engelhardt und verkniff sich ein Grinsen.

»Guten Morgen Herr Engelhardt.« Nissen machte eine einladende Handbewegung in Richtung des Stuhls vor seinem Schreibtisch. »Schön, dass sie gut angekommen sind. Staatsanwalt Mathiesen hat mir bereits mitgeteilt, dass sie vorhin schon im Einsatz waren.« Nissen hatte Bens Lächeln bis jetzt noch nicht erwidert. »Ich will ehrlich zu ihnen sein. Ich kenne ihre Vorgeschichte und weiß daher, warum sie hier sind. Nicht, dass es mich überrascht, denn auch wir sind nur ein Querschnitt der Bevölkerung, aber wenn ich sie wäre, würde ich mich so schnell wie möglich nach einem Therapieplatz umsehen.« Die Stimme des Oberrats klang freundlich, aber bestimmt. Ben fiel auf, dass sein neuer Chef leicht lispelte, was ihn noch etwas tragikomischer erscheinen ließ.

»Dann wissen sie doch auch, dass mir niemand vorschreiben kann, zu einem Seelenklemmner zu gehen.« Ben fühlte sich von der direkten Offenheit seines neuen Chefs arg überrumpelt. Wenn die hier alle so sind, dachte er, gute Nacht.

»Glauben sie mir, wenn ich ihnen sage, dass ich ihre Argumentation sogar ein wenig nachvollziehen kann.« Nissen gestattete sich jetzt zum ersten Mal die Andeutung eines minimalen Lächelns. »Wissen sie, Speichellecker haben wir hier genug.« Er hob die Arme zu einer leicht hilflosen Gebärde. »Nur werden sie verstehen, dass ich niemanden mit ihren Problemen auf Dealer und Abhängige loslassen kann. Daher ist eine solche Maßnahme unabdingbar.«

Ben nickte. »Was wäre die Alternative?«

Sein Gegenüber sah ihn verwundert an. »Jetzt verstehe ich sie wirklich nicht. Sie müssen doch gewusst haben, was auf sie zukommt? Schließlich sind sie auf eigenen Wunsch hin hierher versetzt worden.«

Engelhardt klappte die Kinnlade herunter. Damit hatte er beim besten Willen nicht gerechnet. Er spürte kalte Wut in sich aufsteigen.

Genial, dachte er, einfach genial. Die perfekte Art, einen ungeliebten Mitarbeiter los zu werden.

»Ist irgendetwas?« fragte Nissen, der die Gefühlswallung seines Gegenübers anscheinend bemerkt hatte.

Ben schüttelte wortlos den Kopf.

»Gut. Da sie neu sind in der Stadt, habe ich hier für sie die Nummer eines Therapeuten. Sehen sie zu, dass sie möglichst bald einen Termin vereinbaren.« Der Oberrat zog einen Zettel aus der obersten Lade seines Schreibtisches. »Und bevor sie fragen: Ja, die Dame ist Polizeipsychologin. Nebenbei behandelt sie allerdings auch zivile Fälle.«

Ben nahm den Zettel und stopfte ihn ungelesen in seine Hosentasche. »Warum haben sie meinen Antrag auf Versetzung zugestimmt, wenn sie von den angeblichen Problemen um meine Person wussten?«

»Erstens sind diese Probleme alles andere als angeblich, und zweitens weiß ich, dass sie ein hervorragender Beamter sind.«

»Ach, tatsächlich?«

Nissen lächelte. »Es wird viel geredet, wenn der Tag lang ist. Das sollten sie doch eigentlich wissen. Außerdem habe ich mir ein Dossier über sie kommen lassen.« Er griff nach einer dicken Hornbrille vor ihm auf dem Tisch und setzte sie auf. Mit der anderen Hand zog er unter einem Stapel Akten eine dünne Mappe hervor und blätterte darin. »Demnach hatten sie vor dem tragischen Vorfall eine Aufklärungsquote von fast neunzig Prozent.« Der Oberrat nickte anerkennend. »Sehr beachtlich. Ich hoffe, sie werden sich bei uns so gut einleben, dass wir...nun ja, wie soll ich sagen...?«

»Ich denke, ich weiß, was sie sagen wollen.«

Nissen sah ihn eine Weile schweigend an. »Nun gut«, meinte er dann, »auf gute Zusammenarbeit.«

Engelhardt stand auf und streckte seine Rechte über den Schreibtisch.

Knapp und schnörkellos, dachte er und schüttelte die Hand seines Chefs. »Wenn sie nichts dagegen haben, würde ich jetzt gern zu der Lagebesprechung gehen. Wahrscheinlich habe ich sowieso schon die Hälfte verpasst.«

»Die warten ohnehin auf mich.« Nissen ließ los und winkte ab. »Sagen sie, dass ich bin in fünf Minuten da bin.«

Ben nickte dem Oberrat noch einmal zu und verließ das Büro.

Als er den Sitzungsraum betrat, war die Besprechung bereits in vollem Gange. Ungefähr zehn Beamte saßen um einen quadratischen Tisch. Rechts neben der Tür auf einem Sideboard standen mehrere Thermoskannen, aus denen es verführerisch nach frischem Kaffee roch. Links stand ein Overheadprojektor. Außer Mathiesen, der neben einem Videorekorder Position bezogen hatte, kannte Ben abgesehen von Bergmann und Guido natürlich keinen Menschen. Umso mehr freute es ihn, dass er von allen durchaus freundschaftlich begrüßt wurde. Spontan nahm er neben Bergmann Platz, der dies mit einem mürrischen Brummen zur Kenntnis nahm.

»Wir waren gerade dabei, unsere recht spärlichen Fakten zusammenzustellen«, äußerte Guido in seine Richtung gewandt.

Ben nickte. Gleichzeitig merkte er, wie die Wirkung des Medikaments nachließ. »Können sie mich kurz in Kenntnis setzen, oder sprengt mich damit den zeitlichen Rahmen der Veranstaltung?«

»Nein, kein Problem.« Der Staatsanwalt schüttelte den Kopf.

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür und Oberrat Nissen trat ein. »Verzeihung, aber ich hatte noch ein wichtiges Telefonat zu erledigen.«

Mathiesen verließ seinen Platz und setzte sich auf einen der freien Stühle.

»Dann können wir ja anfangen.« Nissen griff nach einem dicken Filzstift und startete den Projektor. »Was haben wir?« Er blickte erwartungsvoll in die Runde. »Wer will beginnen?«

Bergmann hob den Arm. »Nun ja, da wären die Haare und der Fußabdruck hinter der Leiche. So wie es aussieht, ein Sportschuh, Größe achtunddreißig. Und natürlich jede Menge Hautfasern und Schuppen, die im ganzen Haus verteilt waren. Ob dabei allerdings die vom Täter sind, kann ich jetzt noch nicht sagen. Ansonsten haben wir natürlich Fingerabdrücke. Einmal die vom Opfer selber und die seiner Haushälterin.« Er nahm einen Schluck Kaffee aus der Tasse vor sich auf dem Tisch. »Ferner fanden wir vor dem Haus zweierlei Reifenspuren. Eine der beiden stammt, mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit, von Capells eigenem Fahrzeug, einem Mercedes Geländewagen. Das geht unter anderem auch aus den Versicherungsunterlagen hervor, die wir sichergestellt haben. Das Profil überprüfe ich noch, aber ich bin mir eigentlich fast sicher, dass es übereinstimmt. Diese Spur führt vom Haus in Richtung Landstraße. Über die andere Spur kann ich im Augenblick noch nichts Genaues sagen, außer, dass jemand Capell einen Besuch abgestattet hat und wieder weggefahren ist. Und das, nachdem das Opfer das Haus verlassen hat.«

Alle wussten, dass es am Tattag geregnet hatte. Und da die Abdrücke von Capells Wagen wesentlich stärker verwaschen waren, als die des unbekanntes Fahrzeuges, konnte dieses nur nach Capells Abfahrt vor dem Haus gehalten haben.

»Was ist mit Fußspuren vor dem Haus?« fragte Guido.

»Nur die des Opfers. Allerdings muss er auf dem Rückweg etwas sehr Schweres getragen haben, weil die Abdrücke auf dem Weg zum Haus wesentlich tiefer sind.«

»Wollen sie uns weismachen, der Täter sei ins Haus geflogen?«

Bergmann übergang die Bemerkung und hob stattdessen resignierend die Hände. »Ehrlich gesagt kann ich mich an kaum einen Fall erinnern, wo ich so wenig Spuren sichern konnte. Keine Zigarettenkippen, keine Fingerabdrücke, geschweige denn eine Tatwaffe.«

»Danach haben wir beim ersten Mal auch vergeblich gesucht«, warf ein dicklicher Beamter mit verschwitztem Gesicht ein.

»Es steht nicht einwandfrei fest, dass wir es hier mit ein und demselben Täter zu tun haben«, sagte Nissen.

»Aber das liegt doch auf der Hand.« Matthiesen blickte seinen Kollegen irritiert an, der darauf schwieg. »Dieselbe Tatwaffe, fast das gleiche Vorgehen, dieselbe Tötungsart. Also weiter, Bergmann. Oder sind sie mit ihren Ausführungen fertig?«

Der Angesprochene nickte. »Bis auf die Tatsache, dass Capells Wagen verschwunden ist, ja.«

Der Oberrat nickte. »In Ordnung, Johannson.«

Guido stand auf um sich eine Tasse Kaffee einzugießen und gab dabei in knappen Sätzen ihr Gespräch im Krankenhaus wieder.

»Mhm. Auch nicht besonders ergiebig.« Mathiesen fuhr sich mit der Hand durch seine Haare und blickte durch die Runde. »Was haben wir über diese Gunda Nielsen eigentlich?«

»Ich habe mir eben etwas aus dem Computer ausdrucken lassen.« Johannson hob die Hand und zog eine dünne Akte vom Tisch auf seinen Schoß.

»Gunda Nielsen, geboren am 21. Dezember 1970 in Paderborn. Ledig. Lebt in Harrislee. Die Eltern heißen Heinrich und Gerda Dierkes, ebenfalls aus Paderborn. Wohnen jetzt in einem Nest namens Büren irgendwo in der Nähe von Paderborn.«

»Ein weiter Weg bis nach Drei.« Mathiesen wandte sich an Engelhardt. »Harrislee liegt im Westen, etwas außerhalb der Stadt. Um mit dem Bus nach Drei zu kommen braucht man mindestens eine Stunde.«

»Irgendwelche Vorstrafen?« fragte Nissen.

Johannson schüttelte den Kopf. »Nicht, seit sie hier wohnt. Allerdings weiß ich nicht, was die Kollegen aus Nordrhein-Westfalen über sie haben.«

»Darf ich etwas sagen?«

Alle im Raum wandten den Kopf und blickten gespannt auf ihren neuen Mitarbeiter.

»Natürlich. Sprechen sie.« Mathiesen nickte ihm aufmunternd zu.

»Der Kollege Bergmann sprach eben von zwei verschiedenen Fußabdrücken.« Engelhardt lehnte sich zurück und verschränkte die Arme hinter dem Kopf. »Das könnte bedeuten, dass es sich um mindestens zwei Täter handelt.«

Der Staatsanwalt nickte. »Stimmt.«

»Es kann aber auch genauso gut sein, dass uns die Haushälterin angelogen hat, als sie sagte, sie hätte den Kellerraum nicht betreten.«

»Sie meinen, dass sie etwas mit dem Mord zu tun hat?« fragte jemand aus der Runde.

»Vielleicht. Möglich wäre aber auch, dass sie nur neugierig war oder die Gelegenheit genutzt hat, um Capell zu bestehlen.«

»Schuhgröße Achtunddreißig. Könnte hinkommen.« Guido nahm einen Bleistift, schob ihn zwischen seine Vorderzähne und kaute geräuschvoll darauf herum. »Würde auf jeden Fall zu dem gequirkten Scheiß passen, den sie uns heute Morgen aufbinden wollte.«

Mathiesen hob den Kopf. »Inwiefern?«

»Laut ihrer Aussage hat sie um sieben Uhr fünfzehn das Haus betreten. Der Notruf ging aber erst um zehn vor acht ein. Und da das Haus nicht besonders groß ist und Capell bis zum Himmel stank, fragen wir uns, womit die gute Frau die Zeit totgeschlagen hat.«

Nissen runzelte die Stirn. »Warum habt ihr sie nicht danach gefragt?«

»Weil sie offiziell unter Schock stand, was ich persönlich allerdings bezweifle. Trotzdem«, schloss er seine kurze Ausführung, »hatten Hauptkommissar Johannson und ich keine Lust uns von der Dame eine Dienstaufsichtsbeschwerde einzuhandeln. Außerdem läuft sie uns nicht davon. Benjamin und ich werden ihr auf jeden Fall morgen einen weiteren Besuch abstatten.«

Einer der anwesenden Beamten, ein kleiner dünner Mann mit schütterem blondem Haar meldete sich zu Wort. »Vielleicht stand sie aber auch tatsächlich unter Schock und kann sich deshalb nicht mehr so genau erinnern?«

»Das glauben wir nicht.« Guido schüttelte den Kopf. »Sie hatte keinerlei körperliche Anzeichen für einen Schockzustand. Außerdem sagte sie klipp und klar, dass sie immer

um die gleiche Uhrzeit ihren Dienst antrat.«

»Dann hat sie tatsächlich gelogen.« Mathiesen nickte bekräftigend.

»Vielleicht sollten wir sie unter Bewachung stellen?« schlug Bergmann vor.

Nissen winkte ab. »Ich glaube nicht, dass das nötig sein wird. Wenn sie Medikamente eingenommen hat, wird die Dame für eine Weile sowieso nicht ansprechbar sein. Habt ihr sonst noch etwas?«

»Ja.« Engelhardt schaute in die Runde. »Kollege Johannson und mir ist aufgefallen, dass unser Opfer sämtliche Fenster am Haus hat vergittern lassen. Außerdem besitzt er eine hochmoderne Alarmanlage. Die Nielsen sagte, dass dieser ganze Klüngel das Haus seit etwa vier Wochen schmückt.«

»Das könnte bedeuten, dass er, wohl berechtigter Weise, vor irgendwem Angst hatte.« Mathiesen nickte beipflichtend. »Wobei mich interessieren würde, ob die Zeitangabe der Dame korrekt ist, oder ob sie uns diesbezüglich ebenfalls angelogen hat. Der Staatsanwalt blickte einen der Beamten, der etwas abseits am Fenster saß, an. »Kretschmer, können sie das übernehmen?«

Der Angesprochene nickte.

»Da ist noch etwas.« Ben bemerkte, wie seine Hände anfangen zu zittern. »Die Nielsen erzählte uns, dass sie den Job bei Capell vor einem halben Jahr über eine Anzeige in der Zeitung bekommen hat. Wäre es möglich in der Richtung einmal nachzuhaken?«

Erneut blickte der Staatsanwalt in Richtung des spindeldürren Beamten, der daraufhin ergehen nickte.

»Gut. Sonst noch etwas?«

»Nein«, antwortete Johannson und auch Ben schüttelte den Kopf, obwohl er sicher war, dass sie etwas übersehen hatten. Irgendetwas stimmte nicht, passte nicht ins Bild.

»Was wissen wir eigentlich über den Toten?« fragte Nissen und wandte den Kopf. »Lahm?«

Ein wuchtiger Mittzwanziger mit beeindruckenden Muskeln nickte, griff vor sich auf dem Tisch nach einem Computerausdruck. »Johann Capell, zweiundsechzig Jahre, ehemaliger Flottillenkapitän bei der Bundesmarine. Unverheiratet, und soweit wir das bis jetzt beurteilen können, auch ohne lebende Verwandten. Laut der Nachbarn....«

»Welche Nachbarn?« fragte ein anderer Kollege neben ihm. »Da wohnt doch weit und breit kein Mensch.«

»Stimmt. Das nächste Gehöft liegt etwa einen Kilometer entfernt. Möller und ich sind heute Morgen dort hingefahren.« Lahm nickte dem Beamten zwei Stühle weiter zu. »Und die meinten übereinstimmend, dass Capell ein ziemlicher Einzelgänger gewesen sein muss.«

Möller, ein kleiner rundlicher Mann mit tiefen Falten im Gesicht und schütterem roten Haar, nickte. »Und ein ziemliches Arschloch obendrein. Alle scheinen ihn gehasst zu haben.«

»Warum?« fragte Guido.

»Die Leute sagen er war sowohl Prinzipienreiter, als auch ein beachtlich aggressiver Schreihals. Wir wissen von einem konkreten Fall, wo er einem achtjährigen Jungen ohne Vorwarnung ins Gesicht schlug, nachdem dieser ihn zufällig im Supermarkt angerempelt hat. Die Mutter, die dabei stand, erstattete unverzüglich Anzeige.« Möller hielt zum

Beweis eine Akte hoch, die vor ihm auf dem Tisch lag. »Allerdings ging das Ganze glimpflich aus. Capell hat sich hinterher entschuldigt und dem Jungen eine Schaukel in den Garten gestellt.«

»Kam der Fall vor Gericht?« fragte Mathiesen.

Kretschmer schüttelte den Kopf. »Nach der Entschuldigung und dem großzügigen Geschenk hat die Familie die Anzeige zurückgenommen. Das Merkwürdige an der Sache ist nur, dass etwa eine Woche, nachdem die Schaukel im Garten stand, das ganze Ding mitsamt dem Jungen zusammen gebrochen ist. Das Kind musste mit gebrochenem Schlüsselbein ins Krankenhaus. Und der Vater schwört heute noch, dass irgendjemand an der oberen Querstrebe gesägt haben muss.«

»Und das war nicht zu beweisen?«

»Doch. Aber aus irgendeinem unerfindlichen Grund hatte er wohl Angst vor Capell.«
Kretschmer zuckte mit den Achseln.

»Hat er gesagt warum?« fragte Benjamin.

»Nein.« Kretschmer schüttelte den Kopf.

»Also, wirklich ein sehr großes Arschloch«, sagte Guido.

8.

Lisdonvarna

Zwei Tage nach der Feier, zu der ihn sein Freund Sean mitgeschleift hatte, entschloss sich Ben zu einem Bummel in Lisdonvarna, einem malerischen Städtchen südlich von Galway. Schließlich war dies sein erster Urlaub seit einem Jahr.

Doch es sollte anders kommen. Gerade als er an einem der vielen Schaufenster stehen blieb, um eine Auswahl an keltischem Schmuck zu betrachten, wurde er heftig von hinten angerempelt

Ben wandte den Blick. »Sie?«

Die Frau lief augenblicklich puterrot an und blickte beschämt zu Boden. »Es...es tut mir unendlich leid, aber ich bin gestolpert.«

»Aber sie müssen zugeben, dass dies doch ein merkwürdiger Zufall ist, oder?«

»Zufall hin oder her. Auf jeden Fall ist mein Mittagessen dahin.« Sie wies auf ihr Rundgemüse, das nun das Pflaster entlang durch den Dreck kullerte. Dabei lächelte sie schüchtern. Auf rätselhafte Art und Weise war ihr der fremde Mann, dem sie nun innerhalb kürzester Zeit zum zweiten Mal begegnete, sympathisch.

»Gnädigste mögen mich bitte nicht falsch verstehen, aber ich glaube, ich bin ihnen etwas schuldig.« Ben lächelte verlegen.

»Und was wäre das?«

»Nun, zumindest ein Mittagessen.«

Sie blickte ihn prüfend an. »Sehe ich so aus, als wenn ich mit einem wildfremden Mann Essen gehe?«

Jetzt lächelte der Mann und ihr Herz machte einen kleinen Sprung.

»Wir hätten immerhin um ein Haar zusammen Whisky getrunken. Das bedeutet erstens, dass ich bin kein wilder Fremder mehr für sie bin und zweitens,... nun ja, wenn sie nicht mit mir gehen, werde ich ein Leben lang mit meinem Schicksal hadern, sie hungrig stehen gelassen zu haben. Zudem glaube ich, wird mir sonst nie ein Flügel wachsen.«

Jetzt lachte sie und dieses Lachen wiederum ließ sein Herz bis zum Hals schlagen.

»Also?«

Fiona sah ihn mit ihren unergründlichen grünen Augen an. Und ehrlicherweise musste sie sich eingestehen, dass das, was sie sah, ihr gefiel. Und was sie fühlte, wenn sie zu diesem gänzlich unbekanntem Mann aufsaß, verwirrte sie ebenfalls. Also ging sie mit.

Am nächsten Abend nach der Arbeit trafen sie sich wieder und am darauf folgenden ebenfalls. Sie unternahmen ausgedehnte Spaziergänge an den Stränden und wanderten durch die Berge.

Vier Tage später gestand er ihr, sich verliebt zu haben und sie nahm es zur Kenntnis. Nicht, dass Fiona ihn nicht mochte. Im Gegenteil. Auch sie stand kurz davor, ihr Herz Hals über Kopf an diesen deutschen Polizisten zu verlieren. Trotzdem hatte sie Angst. Angst, er könnte sie eines Tages aufgrund seiner unversperrten, ja fast überschwänglichen offenen Art, mit einem jüngeren Exemplar ihres Geschlechts betrügen. Auch war ihr nicht entgangen, dass sich andere Frauen nach ihm umdrehten, wenn sie durch die Straßen gingen oder in einem Cafe saßen. Sie wusste, dass die Zeit der rosa Wolken irgendwann

ein Ende finden würde und der graue Alltag Einzug hielt. Doch was kam danach? Würde ihre Liebe und der kulturelle Unterschied dem gewachsen sein? Hinzu kam, dass ihr schon einmal ein anderer Mann, von dem sie dachte, dass sie für einander bestimmt waren, nicht nur das Herz gebrochen, sondern sie auch derart finanziell ausgebeutet hatte, dass sie für kurze Zeit bei ihrer Mutter Obdach suchen musste. Benjamin wusste das. Sie hatte es ihm unter Tränen an ihrem vorletzten Abend erzählt. Auch dieser Mann war Ausländer. Kennen gelernt hatten die beiden sich auf einer Fortbildung für Spanisch in Dublin. Er kam aus Tunesien und schwärmte die ganze Zeit von ihrer Schönheit, ihrer Anmut und ihrer Intelligenz. Derart weich gekocht flog sie zwei Monate später auf die Insel Djerba und ehelichte ihn. Was er wirklich wollte, fand sie erst fünf Jahre später heraus, als er ihr kurz und knapp mitteilte, sie nur geheiratet zu haben um in einem Land der EU leben zu können.

Danach hatte er sie vergewaltigt und endgültig verlassen.

»Hast du ihn wenigstens angezeigt?« fragte Ben und spürte unbändige Wut in sich aufsteigen.

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Kennst du das Stockholmsyndrom?«

Engelhardt nickte. Unter dem Stockholm-Syndrom verstand man allgemein ein psychologisches Phänomen, bei dem Opfer von Gewalttaten ein positives emotionales Verhältnis zu ihren Peinigern aufbauen. Dies kann dazu führen, dass Opfer mit den eigentlichen Tätern Mitleid fühlen. Es konnte sogar darin münden, dass Täter und Opfer sich ineinander verliebten oder kooperierten. Trotzdem war er verwundert, da er Fiona für emotional gefestigter gehalten hatte.

»Wie lange ist das her?«

»Drei Jahre.«

»Wer weiß davon?«

»Niemand.« und bevor Ben etwas erwidern konnte hob sie die Hand. »Und das bleibt auch so.«

»Aber du kannst doch nicht...«

»Bitte akzeptiere es.«

Engelhardt nickte und nahm sie in den Arm, obwohl er es nicht verstand und auch nie verstehen würde.

»Was ist?« fragte Ben, als sein Urlaub zu Ende war und sie am Flughafen Abschied nehmen mussten. »Sehen wir uns wieder?«

Sie ließ ihn ohne Antwort stehen.

Drei Wochen später war sie in Kassel. Vorausgegangen waren endlose Telefonate bis in die tiefe Nacht hinein.

Doch ein paar Tage später schon war sie ihn aus unerfindlichen Gründen wieder abgereist. Ohne ein Wort der Erklärung. Tagelang versuchte Ben sie zu erreichen, bekam jedoch jedes Mal nur ihren Anrufbeantworter zu fassen. Irgendwann gab er unter Höllenqualen auf. Er wollte eine Erklärung, wissen ob er irgend einen Fehler begangen hatte, der sie zweifeln ließ.

Als er schon gar nicht mehr damit rechnete, rief sie an.

»Was willst du?« fragte er, während sein Herz Kapriolen schlug.

»Verzeihst du mir?«

Engelhardt starrte aus dem Fenster und dachte einen Moment lang nach. »Warum hast du das getan?«

»Ich weiß es nicht.«

»Du weißt es nicht.« Ben verschlug es die Sprache. »Kannst du dir vorstellen, dass auch ich nur ein Mensch bin, der...«

»Ich glaube, ich war mir nicht mehr sicher.«

»Ob du mich liebst?«

Ben konnte sie am anderen Ende der Leitung tief durchatmen hören.

»Und weißt du es nun?«

»Schläfst du heute Nacht bei mir?«

»Wenn ich heute noch eine Maschine bekomme.«

Er bekam die Maschine und nach dieser Nacht auch Fionas Herz. Sie schenkte es ihm freiwillig und endgültig.

Vier Monate danach heirateten sie in einer kleinen Kirche in der Nähe von Galway. Obwohl Benjamin Engelhardt keiner Konfession angehörte, tat er ihr und ihren streng gläubigen Verwandten den Gefallen, ließ sich katholisch taufen. Dass dies lediglich ein Liebesdienst seinerseits war, wusste sie.

»Wirst du mich jemals betrügen?« fragte Fiona, als sie vor der Kirche standen.

Engelhardt sah sie fassungslos an. »Nein, um Gottes Willen, wie kommst du darauf? Warum fragst du? Und das an so einem Tag.«

»Wenn du es tust, sag es mir nicht. Ich würde sterben.« Während sie sprach blickte sie ihm fest in die Augen.

»Fiona, was ist los? Ich liebe dich. Ich heiße nicht Wazir Akbar und hoffe endlich eine Frau gefunden zu haben, die mir irgendwann meine grauen Haare ausreißt. Ich will doch nur das, was alle Menschen wollen. Jemand der mich liebt und akzeptiert, wie ich bin, mit all meinen Fehlern. Außerdem verdiene ich genug Geld für uns beide.«

Zwei Wochen nach ihrer Hochzeit bezogen sie ein gemütliches kleines Haus am Stadtrand von Kassel. Sie hatten sich dafür entschieden in Deutschland zu leben. Erstens war da seine Arbeit, die er als Berufung betrachtete und zweitens hatte sie hier die Möglichkeit sich zu entfalten und ihrem Hobby, der Malerei, nachzugehen.

Das erste was beide taten, war aus der Kirche auszutreten.

Nach etwa einem Jahr merkte sie, dass sie sich getäuscht hatte. Zwar kehrte der Alltag ein, doch merkwürdiger Weise schwebten sie immer noch auf rosa Wolken, bis auf die üblichen, aber beinahe belanglosen Meinungsverschiedenheiten der Zeit. Eine fast perfekte Ehe.

»Also, was meinst du? Sollen wir fahren?«

Er schüttelte vehement den Kopf. »Nein.«

»Na gut, dann eben fliegen.« Sie strich ihm über sein Haar und küsste ihn auf den Mund. Natürlich wusste sie, dass er auf fast jedem Gewässer sofort seekrank wurde.

»Gut. Ich werde morgen mit Strasser reden. Ich glaube nämlich, ich habe wirklich zu

viele Überstunden.«

Zwei Tage später buchten sie die Flüge von Frankfurt über Dublin nach Shannon.

Strasser hatte, wenn auch nur widerwillig einsehen müssen, dass Engelhardt, erstens überreif für einen Urlaub war, und tatsächlich ein beachtliches Kontingent an Überstunden besaß. Fiona freute sich wie ein kleines Kind, nach einem Jahr endlich ihre Schwester wieder zu sehen und auch Ben war froh. Er liebte das satte Grün in all seinen Schattierungen, den Duft von frischem Gras und das Meer, wenn es tosend an die felsige Küste brandete. Und natürlich die Mystik, die von dieser Insel ausging. Dass es die Hölle für alle Beteiligten werden würde, ahnte zu diesem Zeitpunkt niemand.

9.

Knuth

Hier ist es.«

Ben blickte auf das Schild links an der Wand. *Pathologie*.

Wie oft hatte er schon vor einer solchen Tür gestanden? Er konnte es nicht mehr zählen. All die namenlosen Gesichter, im Todeskampf verrenkte Körper, die erst dann ihren endgültigen Frieden fanden, wenn man davon abließ, ihr Leben auf perfide Weise zu durchleuchten.

»Hallo Guido, wen hast du mir denn da mitgebracht?«

Ben schreckte aus seinen Gedanken und sah nach vorn. Vor ihm stand ein riesiger etwa fünfzigjähriger Fleischberg mit Händen und Füßen. Engelhardt fühlte sich unwillkürlich an eine mittelalterliche Jahrmarktssensation erinnert. Ängstlich streckte er seine Hand aus, um das Gebilde aus Fleisch und Blut zu begrüßen. Doch der Händedruck des Mannes war überraschend schlaff.

»Darf ich vorstellen? Professor Knuth Knuthsen. Chefarzt der hiesigen Pathologie. Und das ist Hauptkommissar Benjamin Engelhardt.«

»Was ist mit Jensen?« fragte der bereits stark ergraute Pathologe.

»Brauchte wohl eine kleine Luftveränderung. Dürfen wir eintreten?«

Knuthsen nickte. »Nur hinein.«

Während sie den Gang entlang gingen, der in diesem Abschnitt an Wänden und Fußboden gekachelt war schlug Ben der beißende Geruch von Formaldehyd, Blut und irgendetwas Unaussprechlichem, undefinierbaren entgegen, so dass er die Nase rümpfte.

Kalt war es hier - der eisige Hauch des Todes.

An den Wänden standen mobile Bahren. Leichen, die unter den weißen Laken ruhten, schienen mit finaler Geduld auf die Ewigkeit zu warten. Wann war er das letzte Mal in einem solchen Raum gewesen? Ben verschlug es den Atem.

Wo warst du?

Nein, bitte nicht, dachte er. Du liegst nicht dort. Sein Magen krampfte sich schmerzhaft zusammen, so dass er Mühe hatte sich aufrecht zu halten. Sein Herz begann zu rasen

Was hast du getan.

Engelhardt merkte, wie ihm schwarz vor den Augen wurde.

Komm zu mir.

»Ben?«

Engelhardt sah sich verwirrt um.

»Ist alles in Ordnung?« Das war die Stimme des Pathologen. »Wollen sie sich einen Augenblick hinsetzen?«

»Äh,...nein danke, es geht schon wieder.« Bens Stimme zitterte leicht. Gleichzeitig war ihm fürchterlich schwindelig.

»Sollen wir die Leichenbeschauung vielleicht verschieben?« fragte Guido. »Ich kann Mathiesen anrufen und ihn fragen, ob er...«

»Morgen ist Samstag«, erinnerte Ben seinen Kollegen. »Nein, wir machen es jetzt.«

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür und der Staatsanwalt betrat den Raum. »Was

bitte machen wir jetzt?« fragte er und legte eine braune Wildledertasche auf eine leeres Etwas mit reichlich Abflussrinnen.

»Nichts«, antwortete Guido, »wir haben eben nur Wetten darüber abgeschlossen, wer zuerst das Kotzen kriegt.«

Mathiesen lachte. »Und sie glauben, dass werde ich sein, stimmt's?«

Knuthsen lächelte und streifte ein paar Latexhandschuhe über seine Hände. »Seid ihr soweit?« Ohne die Antwort abzuwarten, ging er zu einem der vielen Kühlfächer an der Wand und öffnete es. Mit einem Ruck zog er die etwa zwei Meter lange Bahre, die auf zwei Schienen gelagert war, heraus und öffnete den Reißverschluss des schwarzen Plastiksacks.

Neben Engelhardt atmete Mathiesen tief aus und hielt sich die Nase zu. »Mein Gott, haben sie keine Abluftanlage hier?«

»Wenn die nicht in Betrieb wäre, würdet ihr alle schon auf den Fliesen liegen.« Der Pathologe grinste. »Aber ich gebe zu, dieser hier stinkt besonders.«

Neben ihm erklang ein heiseres Hüsteln. »Machen sie hin Mann, und sagen sie uns, was sie rausgefunden haben.« Guido wandte den Blick von dem Toten und zückte erneut sein Taschentuch.

»Bedenkt bitte, dass meine Obduktion noch nicht vollständig abgeschlossen ist. Dazu brauche ich mehr Zeit.« Knuthsen hob bedauernd die Hände, die in hauchdünnen Latexüberzügen steckten. »Was ich aber jetzt schon sagen kann, ist, dass der Tod am frühen Mittwochabend eingetreten sein muss. Und zwar, mittels Durchtrennung der Halsschlagader inklusive Trachea mit einem drahtähnlichen Gegenstand. Beispielsweise einer Garotte. Ferner wurden dem Opfer mehrere tiefe Schnittwunden in Gesicht, Brust und Oberbauch zugeführt. Und er wurde geschlagen. Dem Profil nach mit einem Totschläger.« Der Pathologe wies mit dem rechten Zeigefinger auf einige violett verfärbte Stellen an den Armen der Leiche. »Eigentlich ist sein gesamter vorderer Körperbereich mit Hämatomen übersät.«

»Also wurde er regelrecht gefoltert?« fragte Mathiesen überflüssiger Weise.

»Richtig. Dazu passt auch das teilweise Abtrennen beider Ohren und der Brauen.« Der Pathologe nickte. »Zudem ist dieser Mann komplett kastriert worden.«

»Würden sie sagen, dass der Täter sich auf seine Arbeit verstand?« Ben spürte, wie ihm übel wurde.

Warum öffnet dieser Kerl nicht mal ein Fenster, dachte er und bemerkte im selben Augenblick, dass kein solches vorhanden war. Die einzige Lichtquelle bestand aus mehreren Neonröhren an der Decke.

»Was die Folterung und die Tötungsart betrifft, auf jeden Fall.« Knuthsen wies mit dem Zeigefinger seiner rechten Hand in den Schritt des Mannes. »Die Extrahierung der Genitalien hingegen würde ich als äußerst stümperhaft bezeichnen. Der Mörder musste mehrere Male ansetzen, um sie abzuschneiden, was die Haut- bzw. Fleischfetzen erklärt. Trotzdem hat er sich seit dem ersten Mord enorm gesteigert.«

Neben ihm atmete Mathiesen hörbar aus.

»Ist er ebenfalls vergewaltigt worden?« fragte Guido schnell.

»Und wie«, antwortete Knuthsen und machte Anstalten den Toten auf den Bauch zu drehen.

Mathiesen winkte ab. »Ich glaube es reicht, wenn sie uns ihre Ergebnisse so mitteilen.«

Ben bemerkte, dass der Staatsanwalt leichenblass war.

»Nun gut.« Der Pathologe grinste erneut, aber nur kurz. »Ja, er ist penetriert worden. Ich tippe dieses Mal auf einen handelsüblichen Drehbohrer, welchen er dem Opfer etwa dreißig Zentimeter weit rektal einführte und... nun ja, den Rest können sie sich wohl denken.«

»Mein Gott, wer tut so etwas?« Guido schüttelte entsetzt den Kopf.

Knuthsen zuckte mit den Achseln. »Das fällt nicht in mein Ressort.«

»Würden sie sagen, dass sowohl die Wunden als auch die Penetration post mortem erfolgt sind?« fragte Benjamin.

»Bei allem, was ich bis jetzt sagen kann, war das Opfer bei vollem Bewusstsein. Glauben sie mir, er muss den Tod wie eine Erlösung empfunden haben, denn der Täter hat ihn mit Sicherheit über mehrere Stunden hin gequält.«

In diesem Moment hörten sie schnelle Schritte in Richtung Ausgang. Mathiesen war verschwunden. Seine Tasche hatte er zurückgelassen.

»Gewonnen«, Knuthsen grinste. »Übrigens ist da noch etwas.«

Die beiden Beamten sahen ihn gespannt an. »Und das wäre?« fragte Guido.

»Eine Pistolenkugel. In Cappsels Bauch.« Mit der Pinzette nahm er einen grauen Gegenstand aus einer Glasschale neben ihnen auf dem Seziertisch, der etwa so groß war wie das Ei einer Zwergtaube.

»Darf ich?« Ben nahm dem Pathologen die Pinzette aus der Hand und betrachtete das Stück Blei nachdenklich.

»Neun Millimeter«, schätzte er.

»Eher kleiner.« Knuthsen schüttelte den Kopf.

»Für Siebenfüfundsechzig ist das Ding zu dick.«

»Zwischenkaliber kommen relativ selten vor«, warf Guido ein.

»Ich kenne überhaupt keines«, äußerte Knuthsen. »Wenn man davon ausgeht, dass das amerikanische Kaliber 38 in etwa damit übereinstimmt.«

»Wir wollen hoffen, dass es ein Zwischenkaliber ist«, sagte Ben, »denn um so leichter können wir auf die Tatwaffe schließen.«

»Können wir die Kugel haben?« fragte Guido und hielt gleichzeitig die Hand auf.

Mit einer lässigen Geste ließ der Pathologe das Projektil in Johannsons Hand fallen. »Sie ist ihre, Messieurs.«

»Ich würde sagen Kaliber Achtkommavier«, meinte der zuständige Beamte des kriminaltechnischen Labors, den sie sofort nach ihrem Abgang in der Pathologie aufsuchten. »Aber wer baut eine Faustfeuerwaffe, zu der dieses ausgefallene Kaliber passt?«

Nun wog er das Projektil und verglich das Gewicht mit seinen Tabellen. Auch das Gewicht der Kugel lag zwischen dem einer Siebenkommasechsfünf und einer Neunmillimeter.

»Revolver?« fragte Guido.

»Wie viel Züge?« grenzte Ben das Problem ein.

»Ich kann nur drei erkennen.«

»Also ein dreizügiger Revolver«, mutmaßte Guido.

Der Beamte zuckte mit den Achseln. »Oder Pistole. Als nächstes wäre festzustellen wer eine dreizügige Faustfeuerwaffe Kaliber Achtkommavier herstellt.«

»Ich kenne niemanden.« Engelhardt schüttelte den Kopf. »Mannlicher, Mauser, Walther Parabelum, Browning und Colt jedenfalls nicht.«

»Vielleicht ist es auch ein zu klein geratener Peacemaker?« witzelte der Mann. »Und Clint Eastwood war hier.«

Sie gingen.

Als sie den Flur im Dienstgebäude entlang schlenderten meinte Guido. »Eine Waffe sagt leider noch nichts über den Täter aus. Vom seltensten Revolvermodell werden immer noch Tausende von Exemplaren hergestellt.«

»Vielleicht hast du Recht«, räumte Ben ein. »Aber angenommen mitten in Berlin wird ein Mann getötet, und zwar durch einen Pfeilschuss. Man stellt am Pfeil Merkmale fest, die auf einen bestimmten Stamm, meinerwegen derer aus Mali stammenden Dogon. Was kann man deiner Meinung nach daraus folgern?«

»Das der Täter mit großer Sicherheit kein Eskimo aus Grönland war.«

»Und kein Blasrohrjäger vom Amazonas«, ergänzte Engelhardt.

»Oder Deckel zu, Akte ins Archiv.« Guidos Stimme klang müde und abgespannt.

»Davor habe ich ehrlich gesagt echten Horror. Nach meiner Meinung sind das nämlich genau die Fälle, die uns irgendwann einmal später zum Zittern bringen.« Ben legte eine Hand auf Guidos Schulter. »Und außerdem; was willst du der Öffentlichkeit sagen? Dass wir Niete sind? Und da wären dann auch noch die ganzen Bösewichte hier in der Stadt.«

»Du meinst die würden die ganze Angelegenheit als Freifahrtsschein betrachten, und denken, dass wir zu nichts anderem mehr fähig sind als Parksünden zu ahnden.«

Ben rief von der Dienststelle aus einen alten Freund an. Bis die Haussachverständigen ihre Kataloge durchgewälzt hatten, setzte er sich lieber mit dem größten aller Schusswaffensachverständigen in Verbindung. Es kostete ihn einen Anruf in den Schwarzwald.

Sie hatten vor Jahren eine Auseinandersetzung darüber geführt, ob es möglich sei, eine Waffe mittels Einstecklauf zu vergrößern. Der Experte aller Experten hatte daraufhin behauptet, dass dies absurd sei. Einsteckläufe führten grundsätzlich zu einer Verringerung des Kalibers.

Ben hatte ihm daraufhin einen Revolver präsentiert, der ursprünglich Kaliber Sechskommadreifünf besaß. Durch Aufbohren um zwei Millimeter sowie das Einführen eines Einstecklaufes und Trommelbüchsen von Nullkommaseben Millimeter Wandstärke war eine Siebenkommasechsfünf daraus geworden.

Berechtigter Weise konnte man sich fragen, wer so etwas gemacht hatte. Nun, es war getan worden, aus welchen Gründen auch immer.

Trotzdem war der Mann aus dem Schwarzwald äußerst hilfsbereit.

»Spontan«, sagte er, »kann ich keine präzisen Angaben machen. Aber ich kann mich dunkel erinnern, dass es mal eine Achtkommavier gab.

»Das ist immerhin schon mal etwas.«

»Wann brauchst du es?«

»Am besten Gestern.«

Ich melde mich.«

«Wann?«

Der Waffennarr seufzte. »Gib mir zwei Stunden.«

»Eine.«

»Habe ich dir schon mal gesagt, dass du ein ekelhafter Sklaventreiber bist.«

10.

Nielsen

Was meinen sie damit, sie ist verschwunden?« Tropfnass und fassungslos starrte Johannson die Stationsschwester im Flur der Privatstation des Krankenhauses an. Es war inzwischen weit nach Acht und draußen schüttete es wie aus Eimern.

»Ich kann es auch nicht erklären«, antwortete die völlig konfuse junge Frau. »Vorhin, als ich nach ihr gesehen habe, lag sie noch in ihrem Bett und ...«

»Was heißt vorhin?« unterbrach Guido sie.

»Vor etwa einer Stunde.« Die Krankenschwester schüttelte den Kopf. »Ich verstehe das nicht. Eigentlich hätte sie nach den Tabletten die ganze Nacht durchschlafen müssen.«

»Dürfen wir in ihr Zimmer?« fragte Ben überflüssiger Weise.

Die Frau nickte. »Aber da werden sie nicht viel finden. Frau Nielsen hat ihre kompletten Sachen, die sie dabei hatte, mitgenommen.«

Engelhardt winkte ab. Darum ging es nicht. »Kannst du Bergmann anrufen?« fragte er Guido. »Er soll hierher kommen und die Faserspuren aus dem Bett mit denen in der Wohnung des Toten vergleichen. Wäre auch nicht schlecht, wenn wir ein paar Haare finden würden.« Während Johannson sein Handy herauskramte und telefonierte, wandte Ben sich wieder an die Schwester. »Hier darf niemand rein. Jedenfalls nicht so lange die Spurensicherung nicht da war.«

Die Frau nickte ergeben und machte dabei ein betrübtes Gesicht. Inzwischen hatte sich eine Reihe gehfähiger Patienten in Bademänteln und Jogginghosen auf dem Flur verteilt.

»Es ist nicht ihre Schuld.« Engelhardts Stimme klang besänftigend. Wie konnte sie auch ahnen, dass die Nielsen vorhatte zu verschwinden. Bis vor einer knappen halben Stunde hatten alle bis auf Bergmann die Situation um die Nielsen grob unterschätzt. Ben fluchte innerlich. Er blickte auf seine Armbanduhr. Der Anruf zur Dienstleitstelle war vor zwanzig Minuten eingegangen, worauf er und Johannson sofort hierher gefahren waren. Dazu kamen fünf Minuten Wegstrecke, plus der Zeit, in der die Frau festgestellt hatte, dass Gunda Nielsen das Weite gesucht haben musste. Also, rund gerechnet mehr als eine halbe Stunde Vorsprung.

»Würden sie bitte wieder auf ihre Zimmer gehen«, meinte er an die Zaungäste gewandt, die darauf nur widerwillig seiner Anweisung Folge leisteten.

Guido hatte inzwischen sein Telefonat beendet. »Ich habe einen Wagen zu Gunda Nielsens Wohnung geschickt.«

»Weiß Mathiesen Bescheid?«

»Ich dachte, das hätte man durch das Handy bis hierher gehört.« Guido grinste dünn. »Hast du schon was gegessen?«

Engelhardt schüttelte den Kopf. Außer einem spärlichen Frühstück, das aus einem vertrockneten Leberwurstbrot von der gestrigen Fahrt hierher stammte, hatte er weiter nichts im Magen.

»Äh...ich möchte ihnen nichts aufdrängen, aber ich glaube es ist noch etwas vom Abendbuffet übrig geblieben.« Die Schwester blickte die beiden unsicher an. »Wenn sie möchten, kann ich ihnen gern etwas zurechtmachen.«

Die beiden Polizisten sahen sich an.

Warum nicht, dachte Ben. Sie mussten sowieso hier auf Bergmann und sein Team warten.

Die Schwester verschwand und kam kurz darauf mit einem Tablett, das vor Wurst, Schinken und Käse nur so überquoll wieder. Dazu reichte sie Brot und eine Kanne Fruchtetee. Guido und Engelhardt nahmen an einem Tisch vor dem Zimmer der Nielsen Platz und aßen.

»Sagen sie, welchen Eindruck machte Frau Nielsen auf sie?« fragte Ben, während er sich eine Scheibe Brot dick mit Butter beschmierte.

»Tja, das war in der Tat etwas merkwürdig«, antwortete die Frau zögerlich, die Engelhardt auf höchstens Anfang dreißig schätzte. »Sie werden mich auslachen, wenn ich ihnen das erzähle.«

»Gnädigste mögen mir glauben, dass wir heute sehr weit davon entfernt sind zu lachen«, bemerkte Ben.

Die Frau sah ihn ein paar Sekunden stirnrunzelnd an. »Na gut«, antwortete sie dann. »Das erste Mal, als ich sie sah, brachte ich ihr die Tabletten. Da wirkte sie auf mich wie ein kleines Kind, das Angst vor dem Alleinsein hat. Sie weinte und saß mit angezogenen Beinen auf ihrem Bett. Auch ließ sie sich zuerst nur schwer beruhigen. Erst als ich ihr über den Kopf strich und die Decke wie einen Schlafsack um den Körper wickelte, wurde sie etwas ruhiger. Sie erzählte, dass ihre Großmutter das mit ihr auch immer so tun würde, wenn sie nicht einschlafen könne. Außerdem musste ich ihr Versprechen, das Licht im Zimmer anzulassen.«

»Was waren das für Tabletten?« fragte Ben, der sich auf Gunda Niensens Verhalten keinerlei Reim machen konnte.

»Haldol, ein relativ starkes Beruhigungsmittel. Sehr angenehm für den Patienten.«

»Wieso das?« fragte Johannson.

»Nun, der ganze Körper, einschließlich des Gehirns entspannt sich, was im Allgemeinen als eine Art Glücksgefühl empfunden wird. Man erlebt seine Umwelt nur noch sekundär, wie ein Beobachter, der zwar im eigenen Körper steckt, aber gleichzeitig die Welt von außerhalb beobachtet... ich äh... für sie hört sich das sicher sehr widersprüchlich an, aber ich weiß nicht wie ich es anders beschreiben soll.«

»Kein Problem. Ich denke, wir haben verstanden, was sie meinen.« Ben winkte ab. Er fand, dass die Frau den Zustand, indem auch er die meiste Zeit verbrachte, hervorragend beschrieb. Auch ihm war das Medikament durchaus bekannt. In den Monaten danach half es ihm einzuschlafen und seine Umgebung wie durch einen Schleier wahrzunehmen. Doch irgendwann hatte das Medikament durch die dauernde Dosierung seine Wirkung verloren. Aber da der Schmerz tief in seinem Innern andauerte, musste er sich nach einer Alternative umsehen. Ein Bekannter aus dem Milieu empfahl ihm schließlich einen jungen begabten Medizinstudenten, der sein spärliches BAföG in seinem häuslichen Privatlabor aufbesserte.

»Haben sie gesehen, dass Gunda Nielsen, die Tabletten auch eingenommen hat?« erkundigte sich Guido.

Die Frau schüttelte den Kopf. »Nein. Ich habe sie ihr auf den Nachttisch gelegt den Raum verlassen und das Licht angelassen.«

»Sie sagten, dass die Nielsen als sie ihr die Tabletten brachten, das erste Mal sahen. Also gab es noch ein weiteres Mal.« Engelhardt biss in sein Brot, dass er vorher mit einer Scheibe Salami belegt hatte.

»Ja. Etwa zwanzig Minuten, nachdem ich ihr Zimmer verlassen hatte erschien sie bei mir im Stationszimmer. Ihr Verhalten war komplett verändert. Sie wirkte fordernd, fast schon aggressiv.«

»Was wollte sie?« Guido wischte sich seinen Mund mit einer Papierserviette ab.

»Sie fragte mich in recht rüdem Ton, ob sie telefonieren dürfte.«

Die beiden Beamten blickten sofort neugierig nach oben. »Um wie viel Uhr war das?« fragte Guido.

»So gegen sieben. Sie wählte und legte Sekunden später sofort wieder auf. Ich habe mich noch darüber gewundert, als sie sagte, dass niemand da wäre, weil die Zeit dafür viel zu kurz war. Wenn sie mich fragen, kann es am anderen Ende höchstens ein oder zweimal geklingelt haben.« Sie zuckte mit den Achseln. »Aber das war ihre Sache und ging mich schließlich auch nichts an.«

»Warum hat sie nicht von ihrem Zimmer aus telefoniert?« fragte Benjamin.

»Weil es noch nicht angeschlossen war.«

»Hat sie es später noch mal probiert?« Guido griff nach einer weiteren Scheibe Brot.

Die Schwester schüttelte erneut den Kopf. »Ich habe es ihr zwar angeboten, aber sie meinte, dass sie müde sei und sich hinlegen wolle. Daher nahm ich auch an, dass sie das Medikament genommen hatte. Was, wie ich später feststellen musste, ganz und gar unmöglich war.«

»Wieso das?« fragte Guido.

»Nach einer Verabreichung von Haldol geht ein normaldurchschnittlicher Mensch nicht mehr gerade, sondern hängt sabbernd in einer Ecke«, antwortete Engelhardt.

»Oder er schläft so friedlich wie ein Baby.« Die Schwester sah ihn an. »Gibt es sonst noch etwas? Nehmen sie es mir nicht übel, aber ich habe noch mehr Patienten zu betreuen.«

»Natürlich, gehen sie. Sie haben uns sehr geholfen. Falls wir noch Fragen haben sollten, melden wir uns.« Guido nickte der Schwester freundlich zu.

»Wenn wir Glück haben«, sagte Engelhardt, als die Schwester verschwunden war, »ist doch jemand rangegangen und wir können uns die Nummer bei der Telefongesellschaft geben lassen.« Zum zweiten Mal griff er nach seinem Telefon um die Leitstelle zu instruieren. Gleichzeitig ließ er Gunda Nielsen zur Fahndung ausschreiben.

Danach aßen sie weiter. Als sie fertig waren und ihre Teller beiseite gestellt hatten, schwang die Stationstür auf. Ben sah Bergmann mit hochrotem Gesicht auf sie zukommen.

»Eigentlich müsste ich eine Dienstaufsichtsbeschwerde wegen grober Dummheit einreichen«, fuhr er die beiden an. »Habe ich nicht heute Nachmittag vorgeschlagen, die Nielsen unter Bewachung zu stellen?«

»Es gibt mehr Leute, die man wegen diesem oder ähnlicher Vergehen in den Arsch treten sollte.« Guido winkte ab. »Außerdem. Wenn du deine Gehirnzellen etwas anstrengen würdest wüsstest du, dass Nissen es abgelehnt hat, die Dame zu beobachten.« Bergmann sah Johansson leicht irritiert an, brummte dann etwas Unverständliches vor sich hin und öffnete seinen Koffer, den er bei sich trug.

Während er und der Rest seiner Mannschaft sich ihre weißen Kostüme überstreiften, fragte er. »Welches Zimmer ist es?«

Ben wies mit dem Finger auf die Tür rechts von ihm. Ohne ein weiteres Wort zu verlieren wandte sich Bergmann ab.

»Ich glaube, wir sollten für heute Feierabend machen.« Guido stand auf und wischte sich die Krümel von seinem Mantel.

»Was ist mit Gunda Nielsens Wohnung?«

»Der Streifenwagen bleibt die ganze Nacht dort stehen. Es reicht, wenn wir uns morgen Früh darum kümmern. Außerdem glaube ich nicht, dass die Frau dort heute noch auftaucht.«

Engelhardt erhob sich nun ebenfalls und knöpfte seinen Parka zu, den er gegen seine dünne Jacke getauscht hatte. Auf dem Weg nach draußen sahen sie die Stationsschwester rauchend auf einem Balkon stehen.

»Hatte Frau Nielsen außer uns noch Besuch?« fragte Ben durch die offen stehende Glastür.

Die Frau verneinte und sie gingen weiter.

»Eine äußerst merkwürdige Evastochter.« Guido schüttelte den Kopf. »Wir müssen sie auf jeden Fall finden.« Er blickte seinen neuen Kollegen an, der gerade ungeniert gähnte. »Wo wohnst du eigentlich?«

Engelhardt nannte ihm die Adresse und beide fuhren hin.

Eine Stunde später lag er auf dem Bett und starrte an die Zimmerdecke. Zuvor hatte er geduscht und sich anschließend eine Flasche Cognac von seiner Wirtin geben lassen. Obwohl er hundemüde war, konnte er nicht einschlafen. Draußen im Hafen konnte er das Nebelhorn eines einlaufenden Schiffes hören.

Läuft es wohl ein oder aus? Ben überlegte, wie es wäre jetzt auf einem Schiff zu sein und alles hinter sich zu lassen. Seinen Job, sein zu Hause und...

Doch es war völlig egal wo er sich aufhielt. Ob hier oder am anderen Ende der Welt. Fiona würde ihm folgen, einholen und nicht aufhören ihn zu sich zu rufen.

Engelhardt griff über das Bett nach seiner Hose, die er zuvor achtlos auf den Boden geschmissen hatte und langte in der Tasche nach dem durchsichtigen Plastiktütchen. Gleich zwei der Tabletten spülte er mit einem Schluck Cognac hinunter. Es dauerte nicht lange, bis der Alkohol in Verbindung mit dem Medikament Wirkung zeigte. Engelhardt spürte wie sich sein gesamter Körper entspannte und er annähernd so etwas wie Glück empfand. Vorsichtig stellte er die Flasche auf dem Nachtschchen ab und wickelte seinen Körper in die Bettdecke.

Weißt du, wie schwer es für mich ist?

Oh Gott, bitte lass mich in Ruhe. Nur für heute Abend.

Warum?

Ich weiß es nicht, Fiona. Ben merkte, dass er laut gesprochen hatte und zwang sich ruhig zu bleiben und auf die Wirkung der Tabletten zu warten.

Erneut ertönte das Nebelhorn. Doch jetzt schien es ihm, als käme das Geräusch von weiter draußen.

Also läuft es doch aus, dachte er und schloss die Augen.

Am nächsten Morgen wurde er dadurch wach, dass jemand an seine Zimmertür klopfte und seinen Namen rief. Benjamin brauchte einen Moment um zu registrieren, wo er sich befand und richtete sich erst dann benommen auf.

»Wer ist da?« Seine Stimme klang, als wenn er in einen rostigen Eimer gesprochen hätte und sein Schädel dröhnte wie eine Kesselpauke.

»Ich bin es.« Es war Guido. »Der Chef hat angerufen. Er will uns alle in einer halben Stunde im Büro sehen.«

»Ich komme!« Engelhardt stieg aus dem Bett und tastete sich auf wackeligen Beinen zur Tür.

»Du siehst aus, als hätte gestern Nacht die ganze Zeit über ein Panzer auf deinem Gesicht geparkt«, äußerte Johannson, als er im Zimmer stand.

Ben winkte ab, zog Hose und Hemd an und schlüpfte in seine Schuhe. Anschließend drehte er den Hahn des Waschbeckens auf und hielt seinen Kopf darunter. Danach putzte er sich eiligst die Zähne und strich seine nassen Haare zurück. »Habe ich irgendetwas verpasst?« fragte er und zog seinen Parka über.

»Nein. Aber vielleicht solltest du deine Handynummer bei der Dienststelle hinterlassen.«

Ben nickte. »Hast du schon im Marinestützpunkt angerufen?«

»Ja. Gleich nach dem Aufstehen. Wilhelmsen und Capell waren bei der Marine die dicksten Freunde.« Johannsons Gesicht drückte eine seltene Mischung von Abscheu und Resignation aus. »Hast du noch Fragen?«

»Jedenfalls keine, die du mir stellen solltest.«

Sie liefen die Treppe hinunter und stiegen in Guidos Wagen. Als sie zehn Minuten später den Besprechungsraum der Dienststelle betraten, saßen bereits wieder alle auf ihren Plätzen. Auch Nissen und Mathiesen waren da.

»Schön, dass alle pünktlich sind«, begann der Staatsanwalt und blickte dabei auf die Digitaluhr an der Wand. »Ich will es kurz machen. Wie alle bereits mitbekommen haben, ist Gunda Nielsen aus dem Krankenhaus verschwunden. Die Fahndung hat bis jetzt nichts ergeben, und wenn ich ehrlich bin, habe ich auch nichts anderes erwartet.«

»Was ist mit der Presse?« fragte Nissen.

»Sagen sie Jansen, dass er nur das Übliche rausgeben soll. Keine Details. Ich will keine Panik unter den Rentnern hier, verstanden?«

Nissen nickte.

»Jansen ist unser Pressesprecher hier im Haus«, flüsterte Guido Ben zu.

»Dann lassen sie uns beginnen. Unsere Zeit ist knapp.« Der Staatsanwalt wandte den Kopf und blickte zu Johannson. »Erzählen sie uns etwas über ihren gestrige Krankenvsiste.«

Guido nickte und umriss ihren gestrigen Besuch in der Evangelischen Diakonissenanstalt in knappen Worten.

»Vielleicht stand sie doch unter Schock und hat deshalb so panisch reagiert«, mutmaßte Möller. »Auf jeden Fall würde es erklären, warum sie abgehauen ist.«

Ben, dessen Gehirnzellen langsam begannen leise Signale zu empfangen, schüttelte den Kopf. »Das glaube ich nicht. Denkt bitte an den Telefonanruf.« Er blickte in die Runde. Wissen wir übrigens dazu schon näheres?«

»In der Tat« Nissen hielt einen Zettel in die Höhe und wedelte damit herum. »Die Nummer gehört zu einer Telefonzelle in der Innenstadt. Wir wissen das, weil am anderen Ende abgenommen und sofort wieder aufgelegt wurde.«

Engelhardt nickte. »Dachte ich mir. Das beweist auf jeden Fall, dass die Nielsen vorhatte zu verschwinden.«

»Aber warum?« fragte Nissen. »Sie kann es nicht gewesen sein. Eine so zierliche Person kann unmöglich einen Riesen wie Capell überwältigt haben.«

»Wer sagt denn, dass sie es allein getan hat?«

»Auch eine Möglichkeit. Das würde zumindest erklären, warum an Capells Haustür keine Einbruchsspuren zu entdecken waren«, schaltete sich Bergmann in die Diskussion ein. Auch er schien schlecht geschlafen zu haben. Sein Gesicht wirkte auf Ben heute Morgen besonders zerknittert und sein Tonfall sprach Bände.

»Was hat die Haaranalyse ergeben?« fragte Mathiesen.

»Eindeutig Gunda Niensens Haar.«

»Was sagen die Kollegen aus Wiesbaden wegen der Hautpartikel?«

»Noch kein Ergebnis.«

Nissen nickte. »Tja, jetzt müssen wir sie nur noch finden.«

»Was sich eventuell als sehr schwierig erweisen könnte.« Mathiesen zündete sich eine Zigarette an. »Die Frau erscheint mir sehr gerissen. Trotzdem, meine Herren hoffe ich, dass wir wie immer unser Bestes geben werden.«

»Bevor ich es vergesse«, ließ sich der Oberrat vernehmen. »Wie weit sind wir mit den Gitterstäben?«

Kretschmer hob die Hand. »Sind seit etwa vier Wochen installiert. Die Alarmanlage ebenfalls.«

»Also hatte er tatsächlich Angst und die Nielsen in dem Punkt die Wahrheit gesagt.« Guido nickte

»Was ist mit der Stellenanzeige?« fragte Mathiesen

»Der Redakteur rief mich vorhin in aller Herrgottsfrühe an und teilte mir mit, dass Capell niemals eine Stellenanzeige aufgegeben hat.« Lahm hob bedauernd die Hände.

»Dann frage ich mich, wie die Dame an den Job gekommen ist.« Mathiesen runzelte die Stirn.

»Wie wäre es, wenn wir die Bevölkerung um Mithilfe bitten?« fragte Ben

Der Staatsanwalt wandte sich an Nissen. »Wenn sie so freundlich wären?«

»Eins noch Dr. Mathiesen«, meldete sich der Oberrat zu Wort. »Wenn sie mir die Freiheit gestatten, werde ich Professor Kallweit in der Angelegenheit konsultieren und ihm eine Abschrift der Unterlagen zukommen lassen.«

»In Ordnung, tun sie das.« Mathiesen nickte und gab das Zeichen zum Aufbruch indem er seine Papiere vom Tisch räumte und sich erhob. In diesem Moment klingelte Engelhardts Handy.

»Tukstra«, vernahm er als erstes Wort. Es war der Mann aus dem Schwarzwald.

Sofort erhob sich Ben. »Würde es ihnen allen etwas ausmachen noch einen Moment zu warten. Dies könnte uns hier einen entscheidenden Schritt voran bringen.«

Mathiesen, der schon aufgestanden war, setzte sich seufzend wieder auf seinen Stuhl.

Ben verließ den Besprechungsraum und schloss die Tür hinter sich.

»Warum rufen sie erst jetzt an?«

»Pardon, aber die Angelegenheit hat mich eine schlaflose Nacht und zwei Flaschen Riesling gekostet.«

»Ihnen sei verziehen.« Ben lächelte. Endlich befand sich sein Hirn in direkter Interaktion mit seiner Umwelt. »Also, wer oder was bitte ist Tukstra?«

»Eine Pistole. Ein Kleinhersteller hat dieses Modell gebastelt. Die Tukstra ist eine, lassen sie mich es so formulieren, recht abenteuerliche und altmodische Waffe. International konnte sich dieses Modell natürlich nie durchsetzen. Dazu trugen einige gravierende Fehler bei. Angeblich soll sie nur im Sommer funktioniert haben. Sobald es kalt wurde, besaß sie die unangenehme Eigenschaft von selbst loszugehen. Dann feuerte sie nämlich den ganzen Magazininhalt heraus und gebärdete sich dabei wie ein Knallfrosch. Wohin die Kugeln schlugen, war unberechenbar.«

»Gab es nicht auch eine FN, der man das nachsagte?«

»Es war die israelische UZI«, korrigierte ihn der Fachmann. Nun stellte Ben die alles entscheidende Frage. »Wo wurde die Tukstra gebaut?«

»Oh, ich dachte, das ging schon aus der Silbe Tuk hervor. Der Hersteller saß irgendwo in Anatolien. In Erzurum glaube ich.«

»Türkei?«

»In der Tat. Da packte einen der Ehrgeiz und jemand wollte unbedingt eine eigene Pistole herstellen. Um Lizenzgebühren zu sparen nahm er von jeder der marktgängigen Waffe ein bisschen was.«

»Das Schlechteste«, korrigierte Engelhardt.

»Sagen wir das Einfachste.« Der Man am anderen Ende der Leitung lachte. »Aber sie haben natürlich Recht. Die Tukstra ging voll in den Ofen. Oder, wenn der Besitzer sie in der Hose trug, mitten in die Juwelen, je nachdem. Die Tukstra ist keine Waffe, höchstens ein Scherzartikel, den sie ihrem Boss schenken können.«

»Aber sie tötet.«

»Und wie.«

Eine letzte Frage, Meister aller Reusen: wann wurde sie hergestellt?«

»Mit Sicherheit vor dem zweiten Weltkrieg.«

Ben bedankte sich höflich und wünschte Kimme und Kornbruch. Als er den Besprechungsraum wieder betrat, sahen ihn alle gespannt an.

»Und was hat das mit unserem Fall zu tun?« fragte Nissen nachdem Ben seine Ausführungen beendet hatte..

»Knuthsen fand ein Projektil in Capells Bauch.«

Alle sahen Bergmann an, der augenblicklich puterrot wurde. »Ich...ich schwöre euch, da war im ganzen Raum keine einzige Patronenhülse zu finden.«

»Wahrscheinlich hat der Täter sie mitgenommen.« Mathiesen zuckte mit den Achseln.

Guido stand auf, griff in seine Hosentasche zog einen kleinen durchsichtigen Plastikbeutel heraus und legte ihn, für alle sichtbar, auf den Tisch.

»Das bedeutet, dass wir auch bei unseren türkischen bzw. arabischen Nachbarn mal anklopfen sollten.«

»Ich kümmere mich darum.« Lahm zückte einen Notizblock aus seinem Jackett. »Ein guter Freund aus Ghana schuldet mir nämlich noch einen kleinen Gefallen.«

»Aus Ghana?« Ben staunte nicht schlecht.

»Ja, er dealt mit Gras und all dem Zeugs Ich habe ihn einmal erwischt, als er Koks dabei hatte und habe ihn laufen lassen. Versteht mich nicht falsch, aber wir brauchen jeden Hinweis und jeden Kontaktmann.«

Alle schwiegen und dachten das Gleiche.

»Also könnten Capell und Wilhelmsen auch mit der Unterwelt in Kontakt geraten sein?«

Mafia, oder Unterwelt und das in Flensburg, dachte Ben und sprach seinen Gedanken aus.

»Sie werde sich wundern«. Nissen setzte eine ernste Miene auf. »Erst letzten Monat haben wir eine professionelle und natürlich illegale Spielhöhle hochgehen lassen, und das in einem Hinterzimmer einer Kneipe unten in der Neustadt. Auch ansonsten können sie hier alles bekommen, was es in einer Großstadt auch gibt. Sogar jemanden, der ihren Nachbarn aus dem Wege räumt.«

»Die Neustadt ist unten am Hafen und wird von unserer Seite als sozialer Brennpunkt betrachtet«, klärte Johansson Benjamin auf. »Deswegen befindet sich dort auch eine Dienststelle.«

»Spinnen wir den Faden doch mal weiter«, fuhr Nissen fort. »Vielleicht waren beide Opfer ihrer Spielsucht?«

»Und dann derart übel zugerichtet?« Johansson runzelte die Stirn.

»Also gut«, schaltete sich nun Mathiesen ein. »Es hilft nichts. Wir müssen jeder Spur nachgehen. Vielleicht diente das Gemetzel ja auch als Abschreckung. Lahm: sie kümmern sich darum.«

»Wo sind eigentlich die Quotenfrauen in Eurem Laden?« fragte Ben beim Rausgehen an Möller gewandt.

»Die eine ist im Erziehungsurlaub und die andere hat sich zur Trachtengruppe versetzen lassen.«

»Warum das?«

»Zu wenig los hier.« Möller grinste hintergründig. »Obwohl wir immer noch ein Mädchen bei uns haben.«

»Wie meinst du das. Ich kann hier niemanden erkennen, der...« Engelhardt sah ihn leicht erstaunt an. Doch bevor er den Beamten danach fragen konnte, drängelte der sich an Nissen vorbei, hinaus auf den Gang. In diesem Augenblick erspürte er Kretschmer, der sich neben ihm mit Kollegen Paulsen unterhielt.

»Kannst du mir einen Gefallen tun?« fragte er.

Kretschmer nickte freundlich. »Klar. Worum geht's?«

»In der Wohnung des Opfers habe ich mehrere Bücher über Burgen, Waffenschmiede und Geomantie gefunden. Kannst du mir die mitbringen?«

Kretschmer runzelte die Stirn. »Geo... was?«

»Geomantie. Beschreibt die Suche nach Erdstrahlen. Positive, wie Negative. Freunde der Geomantie suchen nach Beziehungen zwischen der Natur und dem Geistigen, zwischen Mensch und Genius loci sowie nach den Wechselwirkungen zwischen Natürlichem und dem Feinstofflichen in unserer Welt. Vereinfacht gesagt: Warum steht

diese alte Kapelle an genau diesem Ort? Wodurch zeigt dieser Baum eine besondere Ausformung gegenüber anderen? Wie erklärt sich das Verlöschen bzw. Wiedererstehen einer bestimmten Kultstätte? Wie wirkt sich das Errichten der neuen Sendeanlage auf die Region aus? Die Geomantie als Erfahrungswissenschaft entspringt der Auffassung, die Erde als natürlichen Organismus zu verstehen, in den alle Lebewesen eingebunden und damit dem Einfluss von Himmel und Erde untergeordnet sind. Aus dieser Erkenntnis leitet sich die Notwendigkeit ab, als Mensch in harmonischem Verhältnis zum irdischen und kosmischen zu leben, auch um Gesundheit und persönliches Glück zu finden.«

»Und sonst haben diese Leute keine Probleme?« Möller schüttelte verständnislos den Kopf.

»Keine Ahnung. Trotzdem glaube ich, dass diese Bücher mit unserem Fall zu tun haben.«

Kretschmer nickte jetzt, obwohl er offensichtlich keine Ahnung besaß, worüber sein neuer Kollege sprach. »Geht klar. Übrigens, herzlich Willkommen auch von mir.« Er schüttelte Ben die Hand und verschwand zwischen Bergmann und Guido, die sich erneut lauthals stritten.

Engelhardt ging an ihnen vorbei in Richtung der Toilette. Seine Kopfschmerzen schienen wiederholt unerträglich. Außerdem rebellierte sein Magen. So würde er den Tag wohl kaum überstehen. Vor dem Spiegel drehte er den Hahn auf und benetzte damit sein Gesicht. Das brachte ihm wenigstens für einen Moment lang so etwas wie Linderung.

Wo waren nur diese verdammten Tabletten? Mit der Hand griff er in seine Tasche. Noch besaß er einen ausreichenden Vorrat, sodass er die nächsten zwei bis drei Wochen überstehen konnte. Danach allerdings würde er telefonieren müssen. Hoffentlich hatten sich die Preise gehalten. Denn nach seinem letzten Blick auf sein Bankkonto, musste er zu seinem Entsetzen feststellen, dass sich vor einer vierstelligen Zahl ein dickes rotes »S« befand.

Zwei Minuten später stand er vor Guido, der auf dem Gang stand und offensichtlich auf ihn wartete.

»Wie siehst du denn aus?« Johannson betrachtete ihn stirnrunzelnd.

»Es ist nichts, nur eine kleine Magenverstimmung.« In zehn Minuten würde es ihm besser gehen, da war er sich ganz sicher. »Wann sagtest du, wurde die erste Tat verübt?«

»Vor vier Wochen.«

»Und Capell bunkert sich ungefähr um die gleiche Zeit ein.«

Johannson nickte. »Sag ich doch.«

»Was hältst du davon, wenn wir heute Abend nach Dienstschluss ein paar Bierchen zischen?« fragte Guido als sie den Hafen entlang fuhren

Eine hervorragende Idee, dachte Ben und nickte begeistert. Denn dann brauchte er wenigstens nicht in seinem Zimmer zu sitzen und allein darauf warten, dass die Welt um ihn herum bunter wurde.

Den Rest der Fahrt blieben sie stumm. Jeder hing seinen eigenen Gedanken nach. Ben wurde das Gefühl nicht los, dass Guido über ihn sinnierte. Und dieser Vorstellung gefiel ihm gar nicht. Denn Johannson war allem Anschein nach nicht nur ein sehr netter Kollege, sondern besaß auch einen messerscharfen Verstand dem kaum etwas entging.

Zehn Minuten später betraten sie die Wohnung der Nielsen. Engelhardt ahnte, dass ihre Suche hier ergebnislos verlaufen würde. Und er sollte Recht behalten.

Es war einfach nichts da. Jedenfalls nichts Greifbares. Keine Nadel in einem überdimensionalen Heuhaufen voller Mist.

»Lass uns nach ihren Schuhen sehen.« Ben bückte sich und öffnete einen Schrank im Flur, auf dem auch das Telefon stand. »Na also«, meinte er und hielt ein paar abgetragene Turnschuhe hoch.

»Sag bloß, du hast die Turnschuhe gefunden, die sie gestern getragen hat.«

»Keine Ahnung, aber immerhin kennen wir jetzt ihre genaue Schuhgröße, nämlich Achtunddreißig.«

»Bergmann wird sich freuen.«

Guido nickte, steckte die Schuhe in einen durchsichtigen Plastikbeutel und verschwand danach im Schlafzimmer.

Doch auch hier, wie in der übrigen Wohnung war nichts Belastendes über Gunda Nielsen zu ermitteln. So kamen sie nicht weiter. Das einzig Auffallende an der Wohnung war ihr unregelmäßiger Zustand. Während es in Gunda Nielsens Schlafzimmer geradezu verheerend aussah, waren Küche und Diele mehr als gründlich aufgeräumt und gereinigt. Nach zwei Stunden schlug Guido laut fluchend die Wohnungstür zu und brachte ein neues Siegel an.

»Was ist eigentlich mit Fingerabdrücken?« fragte Benjamin, als sie vor Bergmanns Kleinbus standen und ihm halfen die Ausrüstung einzupacken.

»Wie schön, dass einer der Herren daran gedacht hat.« Der Spurensicherungsbeamte stemmte einen riesigen silbernen Koffer auf den Beifahrersitz. »Ich habe mir erlaubt gestern Fingerabdrücke aus dem Krankenhaus zu nehmen und sie mit denen vom Tatort zu vergleichen.«

»Und?« Guido zündete sich eine Zigarette an.

»Sie passen.«

»Als wenn ich es nicht geahnt hätte.« Ben schlug den Kragen seines Mantels hoch. Ihm war kalt.

»Neben den anderen.«

Guido blickte erstaunt auf. »Den anderen was?«

»Abdrücken natürlich. Auf der Türklingel hier. Übrigens sehr deutlich.«

»Und?« fragte Ben.

»Unbekannt.«

»Die können von dutzenden Personen stammen. Vielleicht vom Briefträger, einer Freundin...«

Bergmann blickte auf den Plastikbeutel in Guidos Hand. »Was ist das?«

»Ich denke, dass dies die Schuhe sind, die unsere liebe Gunda trug, als Capell ermordet wurde.« Johannson reichte sie dem Spurensicherungsbeamten, der sie darauf hin in einem seiner Koffer verschwinden ließ.

»Hast du Lust auf einen kleinen Ausflug?« fragte Engelhardt an Johannson gewandt.

»Wohin willst du?«

»Nach Westfalen.«

»Den Eltern der Nielsen einen Besuch abstatten. Keine schlechte Idee.«

Guido blickte auf seine Armbanduhr. »Trotzdem glaube ich aber, dass wir das nicht vor Montag genehmigt bekommen.«

»Wer ist eigentlich dieser Professor Kallweit?«

»Ich glaube man nennt so etwas heute Profiler. Aber vielleicht wäre es eine gute Idee den Mann zu kontaktieren.« Guido griff nach seinem Handy und ließ sich mit dem Professor verbinden.

Sie verabschiedeten sich von dem, wie immer, schlecht gelaunten Bergmann und stiegen in ihren Wagen.

»Ehrlich gesagt, ich glaube nicht an Nissens Theorie mit der Mafia.« Guido bog in eine kleine Straße am Rande der Stadt ein, die ausschließlich aus Neubauten bestand. »Solche Leute töten zweckdienlicher.«

Ben nickte, denn ihm schwirrte eine ganz andere Theorie im Kopf herum.

Beginn des Schmerzes

Er hatte getötet. Immer und immer wieder. Zuerst nur in seinen Träumen. Doch das war vor unendlich langer Zeit. Er konnte sich nicht einmal erinnern, wann diese Träume begonnen hatten. Am Anfang war er jedes Mal mitten in der Nacht schweißgebadet aufgewacht, weil er den Anblick des vielen Blutes und der grotesk verrenkten Gliedmaßen nicht mehr ertragen konnte. Immer begleitet von einem Aufschrei, der allen anderen in dem riesigen Schlafsaal durch Mark und Bein ging. Später hatte man ihn in ein Einzelzimmer verlegt. Hier störte er niemanden; hier sah niemand, wie er sich im Bett nachts hin und her warf, seine Träume ihn verfolgten, wie eine Meute hungriger Wölfe.

Selbst die hohe Dosis an Medikamenten vermochten daran nichts zu ändern. Niemand war in der Lage zu begreifen, was er erlebt und gesehen hatte. Selbst als er es ihnen erzählte, hielten sie es für die Ausgeburt seiner Fantasie. Keiner der geduldig lächelnden Männer in ihren weißen Kitteln konnte sich den Albtraum auch im Entferntesten ausmalen, den er erdulden musste. Noch heute klangen die Schreie derjenigen, die noch nicht sprechen konnten, in seinen Ohren. Nur schreien, schreien, schreien. Und dann waren sie gestorben, ohne jemals einen einzigen Sonnenaufgang erlebt zu haben. Bis heute hatte er nicht begriffen, warum ausgerechnet er noch lebte. Vielleicht, weil man Größeres mit ihm vorhatte? Wollte man ihn so für kommende Aufgaben abhärten?

Wie in jener Nacht, als der Vater ihn das erste Mal zu einem dieser Treffen abholte. In einem Raum, der so dunkel war, dass man die Hand nicht vor Augen sehen konnte lag er festgebunden auf dem Bauch, bis sie kamen. In seinem kleinen Kopf kreiste nur eine einzige Frage. Was hatte er getan, dass sein Vater ihn hier in diesem feuchten Verlies, wo er vor Kälte und Angst zitterte, dermaßen hart bestrafte?

Dann begannen die Schmerzen. Er spürte wie sich etwas in ihn bohrte und ihn völlig zu durchdringen schien. Das war ER. Hinter ihm das laute Atmen. Das Stöhnen der anderen, die um sie herum standen. ER war hinter ihm – und gleichzeitig überall. Auf ihm, unter ihm, über ihm - in ihm.

Und ständig musste er dabei essen. Ohne Unterlass stopften sie ihm Dinge in den Mund. Dinge die noch lebten, sich in seinem Mund und seinen Zähnen wanden und solche, die ein Mensch vor ihm längst ausgeschieden hatte.

Und es sollte nicht das letzte Mal sein, dass er derartige Dinge über sich ergehen lassen musste. Woche für Woche, Monat für Monat, Jahr für Jahr. Alles war in ihm abgestorben. Und übrig blieb ein junger Mann, der sich seinen Körper mit vielen anderen Seelen teilen musste.

Irgendwann war es ihm trotzdem gelungen ihnen zu entfliehen. Das war, als ihm erster Flaum über den Lippen wuchs.

Als man ihn schließlich fand war er mehr tot als lebendig. Zuvor hatte er tagelang im Wald gelebt, und sich von Beeren und Wurzeln ernährt. Dann durchbohrten sie ihn mit ihren Fragen. Nach seinem Namen, woher er kam und wie lange er schon im Wald lebte. Das Wolfskind nannten sie ihn und wussten nicht, wie Recht sie damit hatten. Doch er

blieb stumm. Er wusste nicht mehr, wer er war. Und - er wollte sich auch nicht mehr erinnern.

Eine unendlich lange Zeit später ließ man ihn in Ruhe. Sie gaben ihm sogar einen neuen Namen, eine neue Identität. Und zum Erstaunen der Ärzte und Polizisten vermisste ihn auch niemand. So, als hätte er nie existiert.

Die Narben auf seiner Haut waren bald verheilt. Aber nicht die tief in seiner Seele. Sie würden ewig bleiben. Wie ein Brandmal trug er sie für alle Zeit in sich. Tief unter der Haut, wo man sie nicht sah.

Später dann, als er ihnen nach unendlich langer Zeit erzählt hatte, was sie hören wollten, entließ man ihn als geheilt. Doch die Vergangenheit ließ ihn nicht los. Ruhelos wanderte er durch das Land, hielt sich mit Gelegenheitsarbeiten über Wasser. Er sprach nicht viel, hielt sich im Hintergrund. Doch dafür redete man über ihn. Zuerst hinter vorgehaltener Hand, und später so offen, dass er es hören konnte. Bis er es nicht mehr aushielt.

So war aus jenen Träumen der Nacht Wirklichkeit geworden, als mehrere Menschen in seiner Umgebung spurlos verschwanden.

Und auch er verschwand. Nicht sofort. Viel wichtiger erschien es ihm, die Dinge abzuwarten. Niemandem fiel auf, dass er in dieser Zeit wie berauscht durchs Leben ging.

Der Druck aus seinem Kopf war urplötzlich verschwunden wie ein Ventil, das sich öffnete und aus dem feuchte modrige Luft strömte. Zum ersten Mal in seinem Leben verspürte er so etwas wie innere Zufriedenheit. Und auch die Schreie, die ihn Nacht für Nacht verfolgt hatten, wurden für eine Weile leiser. Bis zu dem Tag, als er sie traf...

12.

Hirsche

Sehen sie, jedes Verbrechen und damit die gesamte Kriminalität ist im Spannungsfeld von Normalität und Abweichung angesiedelt.« Professor Kallweit blickte über seine beiden Besucher hinweg an die gegenüberliegende Wand, wo der Kopf eines riesigen ausgestopften Hirsches hing.

»Sie meinen, was man allgemein abweichend bezeichnet, regelt der Staat?« Ben schaute Kallweit ins Gesicht. Irgendwie passte der Mann vor ihm nicht in dieses Zimmer, das mehr an eine Försterei, als an die Praxis eines Psychoanalytikers erinnerte. Überall konnten die beiden Beamten ausgestopfte Tiere der hiesigen Flora bewundern. Auf dem dunklen Eichentisch, der Guido und ihn von Kallweit trennte, stand zu beiden Seiten ein Eichhörnchen, mit hochaufgestelltem Schwanz.

Oder hieß es Rute? Ben war sich nicht sicher. Hinter ihnen, in einer Glasvitrine, fanden sich mehrere Kaninchen und sogar ein ausgewachsenes Wildschwein starrte sie aus der rechten Ecke unter dem Fenster an.

Den Professor selbst schätzte Engelhardt auf Ende Vierzig. Mit grau meliertem, wirrem Haar und langer Hakennase blickte Kallweit sie freundlich lächelnd an.

»Sie sagen es«, nickte er. »Es sind diejenigen, die Gesetze erlassen, sie anwenden, aber auch solche, die als Gutachter, meist aus den Reihen meiner Zunft, Normalität und Strafmündigkeit der Täter diagnostizieren und attestieren. Dabei geht es allen Akteuren stets um das Gleiche.«

»Und zwar?« fragte Guido.

»Um Besitztum des anderen. Leben, Freiheit, Eigentum. Das galt bereits in grauer Vorzeit und hat sich bis heute auch nicht geändert. Wichtig ist hierbei das Abweichen geregelter Beziehungsstrukturen, was sehr häufig in frühester Kindheit zu Deprivation und später zu massiver Depression führt. Die daraus zwangsläufig entstehende Ohnmacht spiegelt sich einerseits in steigender Abhängigkeit wider, bedingt aber andererseits auch versteckte Machtreste in einem selbst zu mobilisieren, um sich gegen Missbrauch, Ausbeutung und Unterdrückung zu wehren.«

»Aber wie kann sich ein Kind, das von seinem Stiefvater oder einem anderen nahe stehenden Verwandten missbraucht wird, wehren?« fragte Guido.

»Nun. Sichtbar wird dies in kognitiver Unbeweglichkeit, Stagnation oder Gleichgültigkeit, bis hin zur Identifikation mit dem Aggressor. Es entstehen zufallsgerichtete Feindseligkeiten, Aggressivität, Selbsthass. Wenn direkte Bezugspersonen dem Opfer massiv einreden, es könne die, es betreffenden Umweltreize, nicht kontrollieren, bedeutet dies, dass schon die ungeprüfte Überzeugung der Unkontrollierbarkeit einen Menschen hilflos macht. Was sie damit bei einem Kind anrichten können, ist wohl unschwer auszumalen.«

»Mhm.« Ben dachte einen Moment lang nach. »Eine Frage: nehmen wir mal an, ein Kind wird seitens seiner Eltern, von denen es eigentlich erwartet, behütet und geliebt zu werden, regelmäßig massiv missbraucht.« Er merkte wie die Wirkung der Tabletten nachließ und vergrub seine Hände, die leicht zu zittern anfangen, in den Manteltaschen.

»Sind diese Menschen später überhaupt noch therapierbar? Ich spiele mit meiner Frage auch auf die Diskussionen in der Öffentlichkeit an, die sich in den letzten Jahren, durch diverse Kindesentführungen mit anschließender Tötung des Opfers derart zugespitzt haben, diese Menschen entweder für immer hinter Gitter zu bringen oder... nun ja...«

»...Sie meinen, die Todesstrafe als letztes Mittel? Ich glaube, darüber sollten andere entscheiden.« Kallweit sah ihn prüfend an. »Doch nun zu ihrer Frage. Zum Leidwesen der Allgemeinheit bewertet man weniger die Straftaten des Einzelnen, als zugleich auch Leidenschaften, Schwächen, Anomalien, Milieu – oder Erbschäden, bis hin zu Perversionen des Einzelnen. Damit hat sich heute ein Strafmechanismus entwickelt, der alle Erkenntnisse der Wissenschaft vom Menschen und seiner Seele benutzt und erweitert, um diese Definitionsvollmacht, ob ein Individuum als normal oder abnormal zu gelten hat. Natürlich entwickeln sich daraus erneut Unterwerfungsmethoden und eine neue Herrschaft über den Menschen in seiner ganzen Totalität. Sehen sie, es hat sich als Irrglaube erwiesen, dass die Strafjustiz Verbrechen unterdrücken oder eindämmen kann. Selbst die Todesstrafe würde daran nichts ändern. Ich verweise in diesem Zusammenhang nur auf die Vereinigten Staaten, wo trotz angewendeter Exekutionen, die Rate der Straftaten Jahr für Jahr steigt. Eigentlich müsste diese Staatsmacht wissen, dass in der Ontogenese jedes einzelnen Individuums die Voraussetzungen und Fundamente für paranoide, schizophrene oder andersartige Seelendefekte geschaffen werden.«

»Bitte, bitte.« Guido hob mit einer hilflosen Geste die Hände. »Halten sie mich nicht für einen geistigen Zwerg, aber was habe ich unter dem Begriff Ontogenese zu verstehen?«

Kallweit lächelte. »Ontogenese bezeichnet allgemein die Geschichte des strukturellen Wandels einer Einheit ohne Verlust ihrer Organisation. Also in unserem Falle, das Heranwachsen eines Kindes unter normalüblichen Voraussetzungen, beziehungsweise Gegebenheiten.«

»Und warum wird diese Form der Sühne in den USA und anderen Ländern mit Todesstrafe nicht angewandt?« fragte Engelhardt.

»Weil es wohl wesentlich einfacher ist, einen Menschen *abzuschieben*, als sich mit ihm zu beschäftigen.«

Guido nickte. »Soweit, so gut.« Damit kramte er eine dünne Mappe, die er bis jetzt zusammengerollt unter seinem Parka verborgen hatte, hervor und legte sie dem Psychologen auf den Tisch. »Dann sagen sie uns bitte, was sie davon halten.« Mit diesen Worten schlug er den Aktendeckel auf, so dass sich Kallweit unvermittelt mit den Tatfotos konfrontiert sah.

»Mein Gott«, meinte er sichtlich erschrocken, »wenn ich es nicht besser wüsste, würde ich sagen, dieser Täter ist jetzt schon nach seinem zweiten Mord kurz vor seinem Klimax.«

»Was heißt das?« fragte Engelhardt.

»Das bedeutet, dass die Abstände zwischen den einzelnen Taten immer kürzer werden und in den meisten Fällen auch an Brutalität zunehmen.« Kallweit lehnte sich zurück und blickte an die Vertäfelung seiner Zimmerdecke.

»Warum?« Ben wurde immer unruhiger. Verdammte, dachte er, reiße dich zusammen.

»Nun, normalerweise spielt sich die Karriere eines Serientäters zuerst in seiner Phantasie ab. Und zwar solange, bis er es nicht mehr aushält und sich sein erstes Opfer

sucht. Doch meistens bleibt es bei einer relativ simplen Tötung, und handelt sich nicht um eine Verstümmelung derartigen Ausmaßes. Das heißt er steckt, verzeihen sie mir diesen Terminus, sozusagen noch in der Probephase.«

»Warum probiert er und vor allen Dingen – was?« Bens Hände waren inzwischen in seiner Manteltasche zur Faust geballt.

»Um nach seiner eigenen Empfindlichkeit zu forschen. Ob er nach der Tat Erleichterung verspürt oder die Tat sein Gewissen belastet.« Kallweit blickte liebevoll abwechselnd auf seine beiden Eichhörnchen.« Und glauben sie mir, dieser Täter empfindet Erleichterung.«

»Sie sprachen eben von einem zweiten Mord. Darf ich sie so verstehen, dass beide Taten von ein – und dem selben Menschen begangen wurden?« fragte Guido.

Kallweit nickte. »Nach allem, was ich hier erkennen kann, auf jeden Fall.«

Guido blickte zu Engelhardt herüber. »Stimmern sie weiterhin mit mir überein, dass hier vor allen Dingen die sexuellen Aspekte eine bedeutende Rolle spielen.«

»Was die Penetrierung betrifft - auf jeden Fall. Aber nicht ausschließlich. Denn da sind noch andere, viel erschreckendere Dinge im Hintergrund, die ich noch nicht näher definieren kann. Auch ist mir wie gesagt völlig schleierhaft, dass dieser Mensch wie aus dem Nichts zur Bestie mutiert sein soll.«

»Vielleicht ist er das auch gar nicht.«

»Wie meinst du das?« Guido blickte Engelhardt fragend an und auch Kallweit runzelte die Stirn.

»Wer sagt denn, dass unser Täter hier oben seine Karriere begonnen hat?«

»Du meinst, wir suchen am falschen Ort?« Johansson nickte. »Das wäre eine Möglichkeit. Dann stellt sich natürlich die Frage, warum mordet diese Bestie ausgerechnet hier *am Nordpol*?« Er blickte den Professor an, der gespannt zugehört hatte. »Zufall?«

»Wäre denkbar. Aber ehrlich gesagt glaube ich das nicht.«

»Warum?« fragte Ben und sah Kallweit interessiert an. Er selbst hatte schon eine Theorie, wollte aber erst einmal abwarten, was der Gelehrte zu sagen hatte.

»Nun, ich sehe zwei mögliche Hintergründe. Entweder, hat er aus irgendeinem Grund einen Ortswechsel vollzogen, oder seine Opfer über einen längeren Zeitraum hin gesucht und hier gefunden.«

Ben nickte. »Genau das habe ich auch gedacht.«

»Es würde in jedem Fall sinnvoll erscheinen, denn ich kann mich an keine Serienmorde in Flensburg und Umgebung erinnern.« Guido hatte begriffen. »Bedeutet im Klartext, dass wir im gesamten Bundesgebiet nach ähnlichen Morden fahnden müssen.«

»Vielleicht aber auch nicht.«

Guido, aber auch Kallweit schauten Engelhardt fragend an.

»Wir waren uns im Präsidium doch einig, dass Gunda Nielsen etwas mit den Morden zu tun haben muss. Und wie wir bereits wissen, stammt diese ominöse Dame aus Westfalen. Und genau dort sollten wir ansetzen.«

»Auf jeden Fall ein Ansatzpunkt«, sagte Kallweit. Dabei schaute er fragend in Richtung Zwölfender.

»Und so viel zu Nissens Theorie.« Ben blickte seinem Kollegen ins Gesicht.

»Darf ich fragen, welche Theorie der Herr Oberrat sich ausgedacht hat?«

Und so viel von Professor Kallweit, zu Herrn Oberrat Nissen, dachte Ben. »Wir haben ein Projektil einer sehr seltenen Waffe aus der Türkei im Bauch des zweiten Opfers entnehmen können. Herr Nissen war der Ansicht, dass dies ein Hinweis auf die Flensburger Untergrundszene sein könnte.«

»Nein.« Kallweit schüttelte den Kopf. »in diesem Falle handelt es sich mit Hundertprozentiger Sicherheit um einen Einzeltäter. Was nicht bedeutet, dass unserer Mann aus dem Süden entstammt.«

»Na, dann werde ich Lahm mal sagen, dass er sich die Arbeit sparen kann.«

13.

Träume

Etwa einen Monat vor ihrer Abreise nach Irland wurde Engelhardt in der Nacht durch ein Geräusch geweckt. Sofort war er wach. Neben ihm lag Fiona. Sie war schweißgebadet, und hatte die Augen weit geöffnet. Ihr Blick war starr an die Decke gerichtet, während ihr Mund leise Worte flüsterte, die er nicht verstand. Ben wusste, dass seine Frau des Gälischen, der Ursprache der Iren mächtig war. Im Gegensatz zu ihm.

Vorsichtig berührte er sie an ihrer Schulter. »Was ist mit dir?«

Doch zu seinem Erstaunen reagierte Fiona erst, nachdem er sie mit beiden Händen an den Schultern fasste und schüttelte.

»Was ist los?«

Ihre Augen füllten sich mit Tränen. »Nichts. Wahrscheinlich habe ich nur schlecht geträumt.«

14.

Lust

Sag mal, bist du zufällig schwul?«

Engelhardt prustete in sein Bierglas. »Warum willst du das wissen?« fragte er und starrte Guido an.

»Ich frage nur, weil ich schwul bin.« Er lächelte süffisant und nippte dann an seinem Longdrink. »Aber keine Angst, du bist nicht mein Typ. Außerdem halte ich Beruf und Privates immer getrennt.«

»Ist das so?« Obwohl er sich eigentlich für einen offenen und toleranten Menschen hielt, war Ben jetzt doch leicht irritiert. Trotzdem hatte er natürlich nichts gegen gleichgeschlechtliche Partnerschaften. Im Gegenteil. Er kannte zu Hause mehrere Homosexuelle, die er als höfliche hilfsbereite und äußerst zuvorkommende Menschen sehr hoch zu schätzen wusste. Im selben Augenblick fiel ihm Möllers Bemerkung auf dem Gang ein.

Johannson stellte sein Glas auf der Theke ab und schaute sich um. »Schade, ich glaube, ich werde heute Abend allein nach Hause gehen müssen.«

»Was meinst du?«

»Nun, aus meiner Fraktion ist niemand hier.«

»Woher weißt du das.«

Guido lachte. »Ich bin vor genau vierzig Jahre schwul geboren und glaube mir, ich erkenne eine Tunte meilenweit.«

Engelhardt fummelte eine Zigarette aus der Schachtel und zündete sie an. »Weißt du, auch wenn ich noch nie in den Genuss gekommen bin, von einem Mann Avancen erhalten zu haben, ist mir die sexuelle Ausrichtung eines Menschen egal.« Er nahm einen tiefen Zug und stieß den Rauch aus. »Aber um deine Frage zu beantworten: nein, ich bin nicht schwul.«

»In Ordnung. Haben wir das auch geklärt. Obwohl ich mich dann frage, wo dein Problem liegt?«

Ben starrte ihn jetzt völlig konsterniert an. »Wie kommst du darauf, ich hätte ein Problem?«

»Was ist das für ein Zeug, das du da ständig mit dir trägst?«

»Keine Ahnung, wovon du sprichst.« Das Gespräch schien eine äußerst unangenehme Wende zu nehmen, so dass Engelhardt kurz darüber nachdachte, das Lokal zu verlassen.

»Erzähl mir keinen Scheiß. Ich habe dich beobachtet, wie du das Zeug in dich eingestopft hast. Also, was ist es. Extasy oder Speed?«

Ben blickte auf die Uhr. Es war weit nach Mitternacht. Und; er war kein bisschen müde. Trotz zwei Tabletten und jeder Menge irischen Bieres.

Erst gegen Zehn Uhr waren sie aus dem Präsidium gekommen. Und jetzt saßen sie hier. Das Ambiente war einigermaßen irisch, und auch die Band, die im Hintergrund spielte, gab sich alle erdenkliche Mühe. Insofern war die Welt für heute Abend fast in Ordnung. Nur das Thema ihres Gespräches ließ ihn unruhig werden.

»Wie hast du es eigentlich geschafft, Nissen dazu zu bekommen einem Kurztrip nach Westfalen zuzustimmen?« Engelhardt nahm einen großen Schluck aus seinem Glas und unterdrückte einen Rülps.

Guido blickte ihn eine Weile an. »Nissen war im Gegensatz zu unserem werten Staatsanwalt, dagegen. Mathiesen hingegen ist eitel und karrieregeil. Außerdem sitzen ihm die Presse und die Bevölkerung im Nacken. Wenn er diesen Fall an das LKA abgeben muss, lastet ein ungeheurer Druck auf ihm.«

»Dann sollten wir uns anstrengen?«

»Bist du auch eitel und karrieregeil?«

»Was dagegen, wenn ich später darüber lache?« Ben winkte ab.

In diesem Moment verspürte er einen relativ heftigen Stoß in den Rücken. Sein Glas, das er in der Hand hielt, fiel polternd auf den Boden und zersprang. Mehr verwundert als ärgerlich drehte er den Kopf.

»Entschuldigen sie bitte, aber ich muss wohl über meine eigenen Füße gestolpert sein.« Eine Frau, schätzungsweise in den frühen Dreißigern, mit langen blonden Haaren stand neben ihm und lächelte ihn freundlich an. Sie war, soweit er das im Sitzen beurteilen konnte, etwas kleiner als er, dafür aber wesentlich schlanker. Zu einer eng anliegenden Bluse trug sie den dazu passenden engen Rock in der gleichen Farbe, der kurz vor den Knien den Blick auf ihre Beine freigab. Und die wiederum steckten in schwarzen Nylonstrümpfen.

»Ist ja nichts passiert«, brummte Engelhardt und versuchte ebenfalls ein Lächeln. Obwohl er bemerkt hatte, dass die Frau neben ihm alles andere als abstoßend war, verspürte er wenig Lust auf Konversation.

»Sie sind wohl nicht von hier.«

Er schüttelte den Kopf. »Nein«

»Was treibt sie hierher?«

»Die gute Seeluft und Geschäfte.«

»Na dann, auf gute Geschäfte.« Unbemerkt hatte der Wirt zwei randvolle Gläser mit Whisky vor sie auf den Tisch gestellt. Eines davon hielt die Frau nun in der Hand und nickte ihm zu. »Trinken sie, schließlich habe ich ihren Drink ruiniert.«

Ben starrte auf das Glas vor ihm und runzelte die Stirn.

Wo kam dieser verdammte Malt so schnell her, dachte er. Egal, wer dich besoffen macht, Hauptsache ich muss nicht alleine saufen. Also nahm er es und schüttelte den Inhalt in einem Zug hinunter. Als der Whisky in seiner Kehle herunter rannte, spürte er ein unbeschreibliches Glücksgefühl in sich aufsteigen. Gleichzeitig blickte er sich nach seinem Kollegen um. Doch Guido war verschwunden.

Du Schweinehund, dachte Engelhardt und war gleichzeitig erleichtert. Musste er doch nicht mehr über sein Problem reden. Aber was jetzt? Er war hier auf vieles an Gefahren vorbereitet, nicht aber auf den Angriff einer bildschönen, und offensichtlich an ihm interessierten, Frau.

»Ich will ehrlich sein, du gefällst mir. Außerdem bist du allein, genau wie ich. Warum sollten wir uns nicht ein wenig die Zeit vertreiben?« Sie sah ihn mit verträumten Augen an. Ben wusste nicht, was er sagen sollte. Es war lange her, dass eine Frau ihm derart direkt Avancen machte.

Statt einer Antwort winkte er den Kellner heran und bestellte eine neue Runde Whisky.

Während er ihr zugprostete sah er an ihr herunter und bemerkte, dass sie keinen Büstenhalter trug. Ben konnte es daran erkennen, dass sich die Spitzen ihrer Brustwarzen unter dem Stoff abzeichneten und merkwürdiger Weise erregte ihn dieser Anblick. Seit der Sache mit Fiona hatte er keine Frau mehr gehabt. Und eigentlich war er innerlich auch noch nicht bereit dafür.

Doch sein Körper äußerte etwas anderes. Und weil er immer noch nicht wusste, was er sagen sollte, hörte er ihr eben zu. Ab und zu, wenn sie ihm eine Frage stellte, nickte er oder schüttelte den Kopf. Ihm fiel auf, dass sie ihn weder fragte, ob er verheiratet sei, noch ob er mit einer Frau zusammen lebte. Das gefiel ihm. Es machte die Sache unkompliziert. Und dass es eine Sache werden würde, davon war er inzwischen überzeugt. Irgendwann im Laufe des Abends fragte sie ihn, ob sie nicht zu ihr gehen wollten. Und Ben willigte ein. Sie bezahlten, stiegen in ein Taxi und fuhren los.

»Möchtest du noch etwas trinken?« fragte sie, als sie ihre Wohnung betraten.

Engelhardt schüttelte den Kopf.

»Setz dich, ich bin gleich wieder da.«

Während sie verschwand, ließ er sich auf der Couch nieder und streckte die Beine aus. Dafür, dass er jetzt vollkommen ruhig war, hatten Alkohol und Tabletten gesorgt. Und auch dafür, dass er nicht darüber nachdachte, was er hier tat. Als sie das Wohnzimmer betrat, war sie fast vollständig nackt. Nur mit einem winzigen weißen Tangaslip aus Satin bekleidet trat sie auf ihn zu und kniete sich vor ihn. Ihre Brüste sprangen ihm förmlich entgegen und Ben griff danach. Sie stöhnte leise und schloss die Augen. Engelhardt merkte, wie sich ihre Brustwarzen zwischen seinen Fingern aufzurichten begannen und hart wurden. Sie legte ihre Hände auf seine Hose und nestelte an seinem Gürtel. Ihre Lippen öffneten sich und als sie ihn in ihrem Mund aufnahm und daran saugte, atmete sie schnell, und ihr warmer Atem mischte sich mit den Säften, die aus ihrer Kehle emporstiegen. Doch schon einen Moment später ließ die Frau plötzlich von ihm ab.

»Komm, besorg es mir.« Sie zog ihr Höschen aus, legte sich neben ihm auf das Sofa und spreizte die Beine. Ben erkannte, dass sie zwischen ihren Schenkeln vollkommen unbehaart war. Jetzt gab es für ihn kein Halten mehr. Schnell riss er sich den Rest seiner Sachen vom Leib, und vergrub seinen Kopf zwischen ihren Schenkeln. Er wollte diese Frau. Wenigstens einmal vergessen.

Ihre Bewegungen wurden jetzt heftiger, und Ben hatte das Gefühl, gleich zu platzen. »Kannst du noch mehr?« fragte sie. Ohne auf eine Antwort zu warten, ließ sie sich vor dem Sofa auf allen Vieren nieder und stütze sich mit den Ellenbogen auf die Kante.

Verführerisch streckte ihm ihr Hinterteil entgegen. »Komm, bitte«.

Ben ließ sich hinter ihr auf dem Teppich nieder, umfasste ihre Hüften und drang sofort tief in sie hinein.

Sie stöhnte und passte sich gleichzeitig seinen immer heftiger werdenden Bewegungen an. Da war die Lust, ihr heißer und fremder Körper, all das raubte ihm auf merkwürdiger Art und Weise den Verstand. Kurze Zeit später war es soweit. Ben merkte, wie er seine Kontrolle vollständig verlor und sich kraftvoll in ihr ergoss. Im selben Moment kam auch sie mit einem spitzten Schrei zum Höhepunkt.

Danach ließen sich beide schweißnass neben das Sofa sinken.

»Mein Gott, war das gut«, flüsterte sie.

Ben fühlte sich jetzt plötzlich so schlecht, wie lange nicht mehr. Er hatte Fiona betrogen und verspürte den Drang, so schnell wie möglich von hier zu verschwinden.

»Wenn du magst«, sagte die Frau, »können wir das gern bald wiederholen.«

Ben nickte nur. Aber er wollte sie nicht kränken und ließ sich ihre Handynummer geben.

Eine Stunde später kehrte er zurück in seine Pension. Er wollte nicht neben einem fremden Menschen aufwachen, der ihm nichts bedeutete. Zuvor jedoch besorgte er sich an einer Tankstelle eine Flasche Scotch. Auch um die Erinnerungen, der letzten Stunden dauerhaft hinunter zu spülen. In seinem Zimmer angekommen, ging er zuerst unter die Dusche. Er wollte, nein er musste den Geruch dieser Frau loswerden. Als er in seinem Bett lag, fiel ihm ein, dass er sie nicht einmal nach ihrem Namen gefragt hatte. *Egal*, dachte er. Im Gegensatz zu seiner Gefühlslage war sein Körper äußerst entspannt.

Was hast du getan?

Ben erschrak. Ihre Stimme klang diesmal besonders vorwurfsvoll. Die Arme ausgestreckt blickte sie an ihm vorbei in die Tiefe. Wieder schienen ihre Laute von allen Seiten auf ihn einzuströmen. Im Geiste trat Engelhardt einen Schritt vor und starrte die Klippen hinunter, und... Gleichzeitig verspürte er einen übermächtigen Sog, der ihn zu ihr hinab zog, in die alles verschlingende Tiefe.

Wo warst du?

15.

Marina

Es war ein Tag, zu schön um ihn ungenutzt verstreichen zu lassen. Zwar kalt, aber wenigstens schien die Sonne. Und weil das so war, unternahmen sie einen Ausflug in die Berge. Stundenlang waren sie durch die einzigartige Landschaft gewandert, durch kristallklare Bergbäche gelaufen, hatten Täler und Wiesen durchstreift und schließlich an einer kleinen Lichtung ein Picknick veranstaltet.

Endlich schien er jemanden gefunden zu haben, der ihn vielleicht ansatzweise verstehen würde. Sie hörte ihm zu. Sie fragte nicht nach dem warum, sondern lauschte einfach seiner Stimme.

Kennen gelernt hatten sie sich in einem kleinen Dorf weiter unten in einem der vielen malerischen Täler. Er war gerade dabei den Fliesenboden zu wischen, als sie den Schlachthof betrat, in dem er arbeitete.

Sie trat neben ihn, so als wäre es das Normalste von der Welt, ausgerechnet ihn anzusprechen. Und als er ihre glockenhelle Stimme hörte, zitterten seine Hände.

»Hallo, kannst du mir sagen, wo ich Alois Gruber finde?«

Sie hatte ihn geduzt. Einfach so.

»Sie ... äh ich meine du ... nein.« Ihm versagten die Worte. Sein Gestotter war ihm peinlich und er bekam einen knallroten Kopf.

»Bist du neu hier?« fragte sie ohne seine offensichtliche Unsicherheit zu beachten.

Er nickte. »Herr Gruber ist meistens in ... in seinem Büro.« Er starrte sie an, weil sie so wunderschön war. Und auch sie blickte ihm aus ihren funkelnden, strahlend blauen Augen direkt in sein Gesicht.

»Und wo finde ich das?« Sie lächelte ihn völlig unbefangen an.

»Einfach gerade aus und dann die Treppe hoch.«

Und dann war sie verschwunden. Er schaute ihr nach, sah wie sie mit ihren Händen ihr langes blondes Haar durchkämmte. Woher kam sie? Was wollte sie hier? Etwa arbeiten? Allein der Gedanke an diese Möglichkeit ließ sein Herz rasen.

Alois Gruber war sein Chef. Ihm gehörten der Schlachthof und zwei Metzgereien im Dorf. Zusätzlich nannte er sich Bürgermeister und Vorsitzender der Freiwilligen Feuerwehr. Ein König in relativer Abgeschiedenheit. Für die meisten seiner Mitmenschen jedoch ein Despot, der seine Stellung kannte und sie gnadenlos auszunutzen wusste. Dass sein Umfeld ihn dafür hasste, war ihm egal. Jedenfalls schien es so.

Zwei Tage später war klar, dass sie hier arbeiten würde. Seitdem wälzte er sich nachts stundenlang in seinen Laken und fand keinen Schlaf. Wie sah sie wohl ohne ihre eng anliegenden Jeans und die bauchfreien Bluse aus? War der Rest ihres Körpers ebenso makellos, wie ihre zarten Hände und der schlanke lange Hals? Immer wieder malte er sich aus, wie er sie ausziehen, sie überall berühren und schließlich in sie eindringen würde. Und dann, wenn sie gemeinsam kurz vor dem Höhepunkt standen, wollte er seine Hände um ihren Hals legen und ...

Er erschreckte bei dem bloßen Gedanken, dass seine Vergangenheit Macht über seine Seele gewann, ohne etwas dagegen tun zu können.

Dabei wollte er sie doch nur glücklich machen, nicht aber ihren Körper zerstören.

Ein paar Tage später tippte ihm jemand auf die Schulter, als er vor einem brusthohen riesigen Fleischwolf stand und beobachtete, wie mehrere rotierende Messer ganze Schweinehälften zu Hackfleisch verarbeiteten. Erschrocken drehte er sich zur Seite.

»Hallo«, sagte sie. »Ich wollte dich fragen, ob du Samstagabend Lust hast mit mir auf das Schützenfest zu gehen?« Sie lächelte erneut und sein Herz raste schneller.

»... Bist du ... ich meine bist du sicher, dass du mich meinst?« Er hätte sich ohrfeigen können. Eine dämlichere Antwort gab es nicht.

Jetzt lachte sie und präsentierte ihm dabei eine Reihe strahlend weißer Zähne. »Natürlich bin ich sicher. Sonst hätte ich nicht gefragt.«

»Und warum gerade ich?«

»Ich glaube, weil du nicht so wie die anderen bist. Du starrst mich nicht permanent so an, und ...« Sie zögerte, doch er wusste auch so, was sie meinte.

»Wer tut so etwas?«

Statt einer Antwort verzog sie das Gesicht.

»Gruber?«

»Also, was ist?« fragte sie, statt ihm zu antworten, »hast du Zeit?«

Er nickte. Natürlich hatte er Zeit. Zum ersten Mal interessierte sich jemand für ihn. Jemand, der weder seine Vergangenheit kannte, noch wusste, was in diesem Land, tief versteckt in dunklen Wäldern, Ruinen und geheimen Plätzen an Unvorstellbarem geschah.

Je näher das Wochenende rückte, desto nervöser und hektischer wurde er. Nachts lag er schweißgebadet im Bett und befriedigte sich, so oft es sein Körper zuließ.

Drei Tage später lag sie in seinen Armen. Zwar nicht im Bett seines spartanischen Zimmers, aber auf der Tanzfläche. Und trotzdem fühlte er sich, als hätte sich über ihm der Himmel aufgetan und als ob die Sonne nur allein für sie beide schien.

Das einzige was ihn störte, waren die Blicke seines Chefs, die nicht nur seiner neuen Sekretärin, sondern auch ihm galten. Es waren böse Blicke die aus einer verderblichen Seele herrührten.

Doch sie schien es nicht zu bemerken. Oder ignorierte sie nur seine gierigen Augen, mit denen er ihren schlanken Körper auf und ab wanderte und das hasserfüllte Gesicht, weil sie den ganzen Abend nur mit ihm tanzte.

Erst weit nach Mitternacht begleitete er sie nach Hause. Wie von selbst hatte sich dabei sein Arm um ihre zarte Schulter gelegt. Schweigend gingen sie die Dorfstraße entlang und genossen dabei die Nähe des anderen. Und als sie an ihrer Wohnung ankamen, blickten sie sich lange in die Augen, bevor sie ihm zum Abschied einen zarten Kuss auf die Wange hauchte.

Am Montag darauf sah er sie nach der Mittagspause mit tränenüberströmtem Gesicht aus Grubers Büro rennen. Doch erst nach Feierabend fand er die Zeit dazu, sie anzusprechen. Während der Zeit dazwischen waren ihm die hämischen Blicke seines Chefs in seine Richtung nicht entgangen.

»Was ist?« fragte er, als sie das Gelände des Schlachthofes hinter sich gelassen hatten. Wie immer, seit sie zusammen ausgegangen waren, begleitete er sie bis vor ihre Haustür. Doch sie schüttelte nur den Kopf.

Zwei Tage später merkte er auf dem Weg nach Hause, dass an ihrer Bluse zwei Knöpfe fehlten. Gleichzeitig lief ihm ein undefinierbarer Schauer über den Rücken. Er stellte sich vor sie und versperrte ihr den Weg. Jetzt erst bemerkte er auch die Kratzer an ihrem Hals.

»Glaub mir«, sagte er und blickte in ihre traurigen Augen, »er wird es nie wieder tun.

Nochmals zwei Tage später erschien Gruber, nicht wie gewohnt zur Arbeit. Zuerst nahm niemand im Betrieb Notiz davon, denn Gruber war Junggeselle und ein selbsternannter Frauenheld dazu. Vielleicht hatte er die Nacht auswärts verbracht.

Doch auch bis zum Wochenende hatte niemand etwas von ihm gehört. Erst dann begann man sich Sorgen zu machen und schaltete die Polizei ein.

Vierundzwanzig Stunden später wusste es jeder im Dorf. Gruber war tot. Ermordet. Es konnte gar nicht anders sein. Auf dem Türknopf seines Hauses hatte man einen Blutfleck gefunden. Doch damit nicht genug. Etwas abseits, auf dem Rasen, unter einem Baum, lag ein faustgroßer Stein, ebenfalls mit Blut beschmiert. Die Mordwaffe. Und obwohl sich die eiligst herbeigerufenen Kriminalbeamten aus der Kreisstadt noch so sehr bemühten, konnten keinerlei Anhaltspunkte gefunden werden, die auf die Identifikation des Täters schließen ließen. Denn erstens musste der Mörder Handschuhe getragen haben, und zweitens hatte es die letzten Tage geregnet. Nach Hunderten nutzloser Zeugenaussagen und Aufrufen im regionalen Fernsehen, schloss man die Akte ungelöst. Inzwischen waren Monate vergangen. Inzwischen hatte ein entfernter Cousin Grubers die Firma übernommen. Er war jünger als sein Vorgänger, dynamisch, gutaussehend und verstand seine Mitarbeiter zu motivieren, ohne dabei Druck anzuwenden. Jeder im Betrieb mochte ihn.

Auch sie.

Er vermochte kein Prophet zu sein, um zu wissen, dass ihre Beziehung zu ihm einen Riss bekommen hatte.

»Was ist?« fragte er eines Tages, »wollen wir heute nach Feierabend in die Berge hinauf?«

Sie nickte. »Ja, aber bitte nicht so lang. Ich muss morgen Früh sehr zeitig im Büro sein.«

Zwei Stunden später saßen sie auf einer Decke und blickten in das Tal hinunter. Er hatte inzwischen den Picknickkorb geöffnet und eine Flasche Sekt in das Gras neben sie gestellt.

»Möchtest du auch?« fragte er und hielt zwei Gläser hoch.

Sie schüttelte den Kopf. »Ich muss mit dir reden.«

»Ich weiß schon, du hast dich in Leitner verliebt und weißt nicht wie du es mir sagen sollst.«

Sie drehte sich zu ihm herum. »Woher... ich meine ...?«

»Woher ich es weiß?« Er zuckte äußerlich völlig gefasst mit den Schultern. Gleichzeitig spürte er eine eisige Faust, die sein Herz umklammerte, und ihm den Atem raubte. »Sagen wir so, ich habe es geahnt.« Seine Stimme klang belegt. »Seit dieser Mann die Firma übernommen hat, bist du erstaunlich oft in seinem Büro. Und du hast abends nicht mehr so oft Zeit wie sonst.«

»Es ... es tut mir leid. Weißt du, du bist ehrlich ein feiner Kerl ...und ich... möchte dich nicht ...«

»Hast du aber.«

»Bitte?«

»Du hast mich verletzt.« Er sah sie an. »Und dabei habe ich es nur für dich getan.« Irgendetwas in seiner Stimme ließ sie aufhorchen. Sie blickte an ihm hoch und erschauerte. »Was meinst du?«

»Gruber. Ich sagte dir einmal, dass er dich nie wieder berühren würde.«

Sie schlug die Hände vor den Mund, als sie in seine dunklen, fast schwarzen, Augen sah und wusste, dass er die Wahrheit gesprochen hatte. »Was hast du getan?«

»Ich wollte nur, dass du glücklich bist.«

Es schien, als würde sie von einer eiskalten Hand berührt. »Du hast ihn umgebracht?« Sie hatte plötzlich unbeschreibliche Angst, wollte nur noch weg von hier, weg von diesen unheimlichen Augen, in denen schlagartig ein lichtloses, kaltes Feuer zu glühen schien.

»Bitte lass mich gehen.« Ihre Stimme war nur noch ein Flüstern.

»Du hast mir wehgetan.« Er spürte, wie ER immer mehr Macht über sie erlangte. Seine Zuneigung, die er in den letzten Tagen und Wochen ihr gegenüber verspürt hatte, all das war jetzt wie ausgelöscht. Stattdessen begann sein Blut zu rasen, als er den kalten muffigen Schweiß auf ihrer Haut roch, der ihre Angst bedeutete. Er wollte, nein er musste, sie jetzt bestrafen, für das, was sie ihm angetan hatte. Denn nun war er der Meister.

»Ich werde der Polizei nichts sagen, bitte ...« Sie fühlte Panik in sich aufsteigen.

»Stimmt, das wirst du nicht.« Seine Stimme hatte sich um einige Nuancen verschoben. Sie klang jetzt tiefer und gleichzeitig rauer. Auch seine Körperhaltung war völlig verändert.

Unweigerlich fühlte sie sich an ein Tier erinnert, dass Beute witterte. Er lächelte sie ein letztes Mal an, bevor er mit ausgestreckten Armen auf sie zutrat.